

Landkirche – Achtung Wanderbaustelle

- » Lichtung räumlicher und sozialer Strukturen
- » Strukturell angefragt – Volkskirche in ländlichen Räumen
- » Land und Kirche in West- und Nordeuropa –
Ein Blick nach Frankreich, England und Schweden
- » Einander bewohnbar werden –
Seelsorge in ländlichen Räumen

01 / 2013

KIRCHE im ländlichen Raum



In Kooperation mit



» Inhalt

» ZUM THEMA

- 4** **Lichtung räumlicher und sozialer Strukturen** / Jens Kersten, Claudia Neu, Berthold Vogel
- 8** **Strukturell angefragt – Volkskirche in ländlichen Räumen** / Thomas Schlegel
- 12** **Land und Kirche in Westeuropa – Ein Blick nach Frankreich und England** / Martin Alex
- 16** **Die Schwedische Kirche – Kirche im ländlichen Raum** / Henning Plath
- 21** **Einander bewohnbar werden – Seelsorge in ländlichen Räumen** / Anke Kreutz

» WERKSTATT

- 25** **Wer springt in die Bresche?** / Martin Alex, Hanna Gack, Juliane Rupp und Thomas Schlegel
- 33** **Das Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung (IEEG) stellt sich vor**
- 34** **Evangelische Kirche qualifiziert Menschen für bürgerschaftliches Engagement** / Maren Heincke
- 37** **Seniorenparadies Fichtelgebirge: Die Überalterung als Chance** / Arved Schlottko
- 39** **Vier Jahre Konfizeit – Vier Jahre Kirche am Ort erleben** / Klaus Bastian

» MEINUNGEN

- 42** **Landkirche – gelebt statt geplant?** / Siegfried Jahn
- 43** **Von ganz oben nach ganz unten** / Beate Wolf
- 46** **Meinungen zum Reformprozess – ein Interview** / Ilona Kretzschmar
- 50** **Wie entwickelt sich Kirche in ländlichen Räumen Ostdeutschlands?** / Frank Stege

» WEITERE THEMEN

- 52** **Der helle Wahnsinn** / Michael Beleites

» RUBRIKEN

- 3** **Editorial**
- 28/29** **Meditation** / Bild: Ulf Häbel / Sybille Summerer
- 41** **Unser Kommentar**
- 51** **Meldungen**
- 51** **Impressum**

» Autorinnen und Autoren

Martin Alex, wiss. Mitarbeiter an der Ernst Moritz Arndt Universität Greifswald, IEEG

Klaus Bastian, Pfarrer in Bischofsheim

Michel Beleites, Autor, Dresden

Hanna Gack, Studentin

Ulf Häbel, Pfarrer i. R., Freisenen

Dr. Maren Heincke, Referentin ländlicher Raum, Zentrum Gesellschaftliche Verantwortung der evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, Mainz

Siegfried Jahn, Dekan im Kirchenbezirk Blaufelden und Landessynodaler der Württembergischen Landeskirche

Prof. Dr. Jens Kersten, Lehrstuhl für Öffentliches Recht und Verwaltungswissenschaften, Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU)

Ilona Kretzschmar, Pfarrerin in Neuruppin

Anke Kreutz, Pfarrerin und Direktorin der Evangelischen Landjugendakademie Altenkirchen

Prof. Dr. Claudia Neu, Professorin für Allgemeine Soziologie Hochschule Niederrhein, Mönchengladbach

Henning Plath, Gemeindepfarrer und Krankenhausesseelsorger, Ev.-luth. Kirchengemeinde Motala, Schweden

Juliane Rupp, Studentin

Dr. Thomas Schlegel, wiss. Mitarbeiter an der Ernst Moritz Arndt Universität Greifswald, IEEG

Arved Schlottko, ev.-luth. Pfarrer in Marktleuthen im Fichtelgebirge.

Frank Stege, Amtsdirektor Amt Gransee

PD Dr. Berthold Vogel, Direktor Soziologisches Forschungsinstitut Göttingen (SOFI), Projektleiter Hamburger Institut für Sozialforschung, Hamburg

Beate Wolf, Pfarrerin in Menz, Stechlin

Liebe Leserin, lieber Leser,



„Landkirche – Achtung Wanderbaustelle!“, das war die Reaktion der Redaktion auf die erste Durchsicht der Artikel dieses Heftes. Wenn man anfängt zu graben, gibt es gerade viel mehr Themen, Projekte und Aufgaben, als wir in einem Heft darstellen können. Rasante Veränderungen, zunächst in den bevölkerungsarmen Gebieten im Osten und Westen der Republik haben auch in den Kirchen den Wunsch und den Druck nach Veränderungen erhöht.

Also spannt der Thementeil Überlegungen zur Bedeutung des demographischen Wandels für unsere Demokratie zusammen mit Impulsen aus der europäischen Ökumene (England, Frankreich und Schweden). Hier gibt es vergleichbare gesellschaftliche Herausforderungen – und schon Erfahrungen mit dem Umbau kirchlicher Strukturen und Angebote.

In der Werkstatt finden sich vier Ansätze aus der Praxisbeobachtung, die veränderte Situation in Deutschland wahrzunehmen und kirchliche Arbeit entsprechend anzupassen. Beispiele, die Sie inspirieren können oder von denen Sie sagen: „Machen wir hier doch schon lange so“. Oder auch „hat sich bei uns nicht bewährt“. Mit anderen Worten: Wir hoffen, dass dieses Heft Sie unterstützt bei Ihrer Arbeit an der Baustelle „Landkirche“.

Dazu sollen auch die „Meinungen“ beitragen. Mit Humor und Chuzpe erzählen in diesem Heft kirchlich Engagierte, wie sie die fast gleichzeitigen Prozesse zur konzeptionellen Veränderung kirchlicher Arbeit auf den verschiedenen Strukturebenen erleben, was sie daran gewinnen und wie sie Durststrecken überstehen. Lassen Sie sich anregen, mitzubauen mit guten Ideen, angepasst an Ihre Lage vor Ort.

Das Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung (IEEG) der Universität Greifswald hat als Kooperationspartner dieses Heftes Beiträge aus seiner Forschungsarbeit zur Verfügung gestellt. Wir danken herzlich für „Baupläne“ und „Baubeschreibungen“.

Herzliche Grüße von Ihren Bauarbeiterinnen und Bauarbeitern aus der Redaktion

Anke Kreutz

JENS KERSTEN, CLAUDIA NEU, BERTHOLD VOGEL

Lichtung räumlicher und sozialer Strukturen

Der demographische Wandel findet überall statt. Infrastrukturelle Lichtungen sind nicht mehr allein in Ostdeutschland zu entdecken.

Auch in agglomerationsnahen ländlichen Räumen Westdeutschlands fehlt es an Ärzten, Apotheken, Schulen sowie Verkehrs-, Einkaufs- und Freizeitangeboten (Neu, Nikolic 2012). Noch schützt eine stabile demographische und wirtschaftliche Lage in Stadtumlandgebieten vor allzu großem infrastrukturellem Abbau. Doch in den entlegeneren ländlichen Räumen des Westens steht die wohnortnahe Grundversorgung auf der Kippe. In einer aktuellen Befragung zur Lebenssituation in der Hocheifel können lediglich ein gutes Drittel der Befragten den ÖPNV fußläufig erreichen, ein Fünftel eine Gastwirtschaft. Die Tankstelle an der Bundesstraße ist für die Bewohner der Verbandsgemeinde Adenau (Rheinland-Pfalz) die einzige Möglichkeit, sich mit dem Allernotwendigsten zu versorgen. Für jeden Einkauf muss der PKW in die nächste Kreisstadt bewegt werden, da auch hier „nur“ noch der Schülerbus verkehrt. Freizeitmöglichkeiten finden allein 11% der Befragten „um die

Ecke“. Alle anderen Angebote wie Kinder- oder Seniorenbetreuung sind nur für die allerwenigsten befragten Bewohner der Verbandsgemeinde Adenau in der unmittelbaren Nähe verfügbar. (Neu et al. 2013 i. E.).

Sicher sind weder die Hocheifel, Ostfriesland oder die Uckermark je Gunstandorte gewesen. Vielerorts verfolgen die Menschen einen sehr bescheidenen Lebensstil, der sich um Haus, Hof und Garten dreht. Niemand erwartet – überspitzt formuliert – ein Opernhaus vor der eigenen Haustür. Vereinsleben und (in Westdeutschland) Kirchengemeinden sind noch immer feste Bestandteile ländlichen Lebens und insbesondere ländlicher Freizeit. Doch der demographische Wandel wirkt sich auch hier nachhaltig aus. Nachwuchssorgen plagen vielerorts nicht nur die Freiwilligen Feuerwehren, sondern auch Sport-, Heimat- und Schützenvereine. Die Kirchengemeinden sehen sich schon seit geraumer Zeit mit Mitgliederschwund und „Überalterung“ konfrontiert. So entsteht eine Abwärtsspirale, die sich aufgrund gegenseitig verstärkender Effekte immer schneller dreht: Immer weniger Menschen nutzen die infrastrukturellen Angebote, die sich bald für die Weni-

gen auch nicht mehr lohnen. Diese Entwicklung wird durch die prekäre Finanzlage der öffentlichen Haushalte weiter verschärft: Es muss schlichtweg gespart werden und Einsparpotentiale werden vor allem in der sozialen und kulturellen Infrastruktur sowie den Beschäftigten im öffentlichen Sektor gesehen. Zusammenlegung, Abbau und Schließung daseinsvorsorgender Leistungen erscheinen vielen Kommunen als „alternativlos“.

Dabei geraten die politischen und sozialstrukturellen Konsequenzen aber häufig aus dem Blick. Einerseits kommt es zu empfindlichen Einbußen an Lebensqualität für die Verbleibenden, wenn öffentliche Angebote nach und nach einschränkt werden oder ganz wegfallen. Andererseits trifft der Infrastrukturabbau aber auch die Anbieter dieser Leistung selbst: Verwaltungsangestellte, Lehrer, Pfarrer, Sporttrainer und Jugendchorleiter werden „freigesetzt“ und ziehen weg. Demographische Effekte spiegeln sich mithin nicht alleine in der Tatsache, dass in einer bestimmten Region immer weniger Menschen leben, sondern vor allem auch darin, dass ganzen Regionen mit dem infrastrukturellen Rückbau bestimmte Berufe und Repräsentanten dieser Professio-

nen verloren gehen. Die Sozialstruktur selbst beginnt zu perforieren, weist Löcher und Lichtungen auf. Die sozialen Milieus, die gesellschaftlichen Kreise, die Familienverbände, die die lokalen Mittel- und Oberschichten tragen, verkleinern sich oder verschwinden in der Generationenfolge. Dies ist selbst inmitten scheinbar wirtschaftlich intakter Regionen festzustellen. Das gilt für die Schwäbische Alb in Baden-Württemberg ebenso wie für den Solling in Niedersachsen. Das Besondere an dem Verschwinden dieser zumeist mittelständischen Welt ist nicht nur, dass sie die ihnen zugewiesenen bzw. von ihnen erworbenen professionellen Rollen ausfüllen, indem sie die Berufe als Ärzte, Lehrer oder Verwaltungsleiter praktizieren. In diesen bürgerlichen Milieus spiegeln sich zudem spezifische mittelständische, eigenverantwortliche und gemeinsinnige Lebensformen, die soziale Ausstrahlung besitzen. Denn das bürgerschaftliche Engagement kommt zu wesentlichen Teilen aus diesem Umfeld. In welche Regionen wir deshalb auch blicken: Die Kirchenvorstände, Sporttrainer und Ortschronisten, die für ein lokales Leben von hoher Bedeutung sind, haben zu großen Teilen in den sicheren und auskömmlichen Zonen

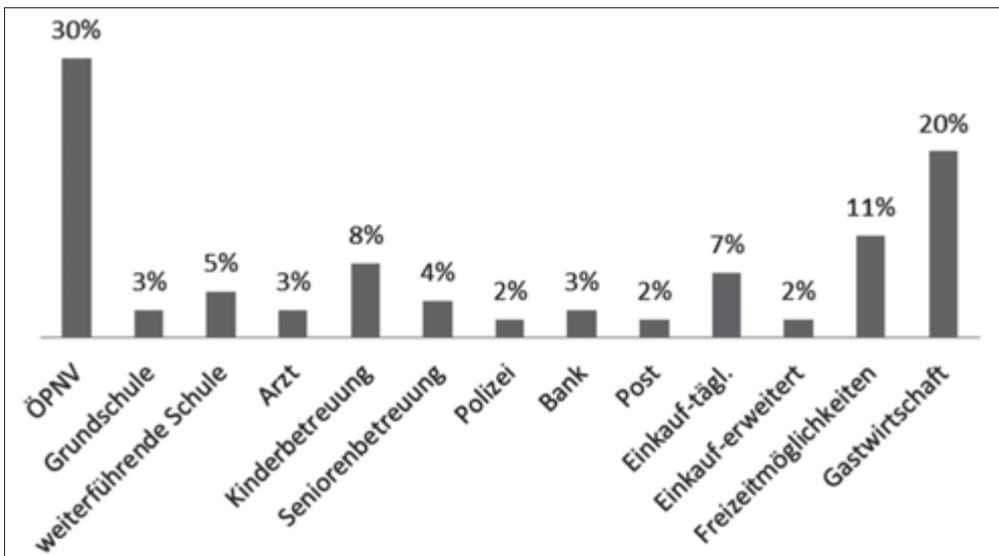


Abb. 1. Fußläufige Erreichbarkeit der wohnortnahen Grundversorgung in der Hocheifel. Quelle: Eigene Erhebung

der Arbeitswelt ihr berufliches Zuhause. Die engagierten Bürgerinnen und Bürger sind gerade keine Lückenfüller in schwindenden arbeitgesellschaftlichen und wohlfahrtsstaatlichen Strukturen, sondern sie beziehen die Energie für ihr weitreichendes gesellschaftliches Engagement aus einer beruflichen Sekurität (vgl. exemplarisch BMFSFJ 2009). Werden diese Voraussetzungen und Bedingungen ausgehöhlt, so schwindet auch die Basis für diese florierende Kultur des sozialen Engagements, deren Bedeutung für den gesellschaftlichen Zusammenhalt der Bundesrepublik gar nicht überschätzt werden kann.

„GELICHTETE RÄUME“

In seinem 2004 erschienen Buch proklamierte der Architekturkritiker Wolfgang Kil den „Luxus der Leere“. Diese Streitschrift reiht sich in eine intensive Diskussion zu „gelichteten Räumen“ in der Stadtsoziologie ein (Giseke/Spiegel 2007). Anders als im „Fragmentierungsdiskurs“, der beispielsweise im „Wittenbergprojekt“ (Willich 2012) eine zentrale Rolle spielt und stark auf die Beobachtung von Verlusten und irreversiblen Brüchen abstellt, eröffnet die Analyse der „Lichtung“ räumlicher (und sozialer) Strukturen einen ambivalenten Blick auf Krise und Chance, Ende und Neubeginn. Der Begriff der „Lichtung“ erschließt in seiner Mehrdeutigkeit zentrale Fragen der demografischen Dynamik. „Lichtungen“ repräsentieren Leere, eröffnen zugleich aber auch Freiräume. Sie weisen auf Gestaltungsoptionen hin, und sie machen auf Fäden im sozialen Gewebe aufmerksam, die nicht mehr weiter gesponnen werden. Der leere Raum eröffnet neue Wege für innovative Ideen und mutige Lösungen. Diese müssen keineswegs immer nur zu Lasten der Bürgerinnen und Bürger gehen, wie beispielsweise der Stadtbau Dessaus oder bedarfsgerechte Versorgungsmodelle wie etwa moderne Dorfläden im ländlichen Raum zeigen. Er kann freilich

auch zu sozialer Verwilderung und sozialer Ortlosigkeit führen. Neue Ordnungen werden möglich, die gemeinschaftlicher, aber auch autoritärer Art sein können. Plätze und Positionen im sozialen Raum werden nicht mehr oder von Akteuren besetzt, die bislang nicht zum Zug kamen oder kommen konnten. In diesem Zusammenhang besteht die größte Gefahr darin, dass eine mittelständische Kultur des integrativen Bürgersinns von Ausdrucksformen nationalistischer Selbstbehauptung abgelöst wird. „Bullerbü in braun“: Sozialleistungen, Bildungs- und Beratungsangebote werden Gegenstand „politischer Bewegungen“ und sind nicht mehr in der Hand der öffentlichen Verwaltung (Thiele 2011).

ILLUSIONEN DER VOLLSTÄNDIGKEIT

Bisweilen denkt Stadtplanung, vor allem aber Politik, dass wirtschaftliche, soziale oder kulturelle Vollständigkeit nach wie vor möglich ist. Der Hinweis auf das Fragmentarische operiert mit einem Idealbild von Gemeinschaft, die aber unter dem Druck der Verhältnisse zerbricht. Der Referenzpunkt bleibt ein imaginiertes soziales Ganzes, das im Transformationsprozess zwar verloren gegangen, doch potenziell als wieder herstellbar angesehen wird. Die Illusion der Vollständigkeit erweist sich als Sackgasse, wenn sie übersieht, dass infrastrukturelle Perforationen und Lichtungen bereits inmitten prosperierender Regionen auftreten. Zudem ist Schrumpfung kein rückwärts laufender Film, sondern entwickelt sich je nach Region, dominanter Wirtschaftsbranche und sozialpolitischer Vorgeschichte auf spezifische Weise. Die funktionalen Differenzierungen der ökonomischen, sozialen und politischen Wirklichkeit, die unter Wachstumsbedingungen entstanden sind, kehren sich unter den Bedingungen der demographischen De-Infrastrukturalisierung keineswegs einfach in neue Homogenisierungstendenzen um. Der demographische Wandel führt zu kei-

ner „Retro-Homogenität“ räumlicher und sozialer Wirklichkeiten, in der eine Region, ein Ort, ein Quartier zu ihren „Ursprüngen“ zurückkehrt. Vielmehr wird diese „Entdichtung“ von einer stärkeren sozialen „Ausdifferenzierung“ begleitet. Beschäftigungsformen, betriebliche und berufliche Wirklichkeiten, aber auch familiäre Verhältnisse oder private Lebensformen werden gerade in der Mitte der Gesellschaft einander immer unähnlicher. Auch hier „lichten“ sich die Sozialstrukturen, die mit einer größeren gesellschaftlichen Differenzierung, vor allem aber auch mit einer größeren sozialen Ungleichheit einhergeht. Die „Lichtungen“ zeichnen sich nicht durch eine alte „Retro-Homogenität“ aus, sondern durch eine neue Heterogenität unter den Bedingungen schrumpfender Ressourcen.

AUSZEHRUNG DER GESELLSCHAFTLICHEN MITTE

Schrumpfende Infrastrukturen und Daseinsvorsorge zehren die Mitte lokaler Gesellschaften aus. Sie gehen zu Lasten der immobilen und finanziell nicht gut gestellten Bürgerinnen und Bürger. Aber in Zeiten der Schrumpfung wächst nicht automatisch etwas Neues nach. Zunächst bleiben die „Lichtungen“ einfach leer. Die Flächen wachsen, die keiner mehr haben oder beleben will. Inwieweit das für eine lokale Gesellschaft problematisch oder gar zerstörerisch ist, bleibt abzuwarten. Uns fehlen die gesellschaftlichen Erfahrungen der „Leere“. Die Komposition der Sozialstruktur verändert sich jedoch bereits jetzt. Eine perforierte gesellschaftliche Wirklichkeit entsteht, die – im Unterschied zu einem physikalischen Raumverständnis – nicht einfach wieder „aufgefüllt“ werden kann. Die soziale Perforation hinterlässt Lücken und Leerstellen, mit denen künftig zu leben sein wird. Dies verdeutlicht einmal mehr, dass Infrastrukturen aus soziologischer Sicht nicht nur Versorgungsleistungen repräsentieren, deren Fehlen oder Vorhandensein techni-

sche, räumliche oder verwaltungsbezogene Folgen nach sich ziehen. Ausbau und Sicherung von Infrastrukturen erzeugen nicht nur Lebensqualität und soziale Sicherheit, sondern produzieren auch eine spezifische Sozialstruktur: Das soziale und berufliche Schicksal der öffentlich Bediensteten, der Verwalter und Projektleiter, der Pfleger und Ausbildungskräfte, der technischen Angestellten und der Infrastrukturplaner ist sehr eng mit funktionsfähigen Wohlfahrtsstrukturen verknüpft. Infrastrukturen und Sozialstrukturen bedingen und stabilisieren sich gegenseitig. Deshalb sind Infrastrukturentscheidungen immer zugleich auch Entscheidungen über den sozialen Zusammenhalt unserer Gesellschaft. <<

Der Beitrag beruht in überarbeiteter und ergänzter Form auf Kapitel IV der von Kersten/Neu/Vogel (2012) vorgelegten Schrift „Demografie und Demokratie“.

» LITERATUR:

- » BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend), Hauptbericht des Freiwilligen-survey 2009. Zivilgesellschaft, soziales Kapital und freiwilliges Engagement in Deutschland 1999-2004-2009. Berlin 2009.
- » Giseke, Undine/Erika Spiegel (Hg.), Stadtlichtungen. Irritationen, Perspektiven, Strategien, Gütersloh, Berlin 2007.
- » Kersten, Jens/Neu, Claudia/Vogel, Berthold: Demografie und Demokratie, Hamburg 2012.
- » Kil, Wolfgang, Luxus der Leere, Wuppertal 2004.
- » Neu, Claudia et al., Selbstversorgung im ländlichen Raum – eine empirische Analyse im Landkreis Adenau, Mönchengladbach i.E.
- » Neu, Claudia/Nikolic, Ljubica, Angekommen im Wandel, Rotenburg (Wümme) 2012.
- » Thiele, Christian, Bullerbü in braun, in: Die Zeit vom 17.11.2011.
- » Willisch, Andreas (Hg.), Wittenberge ist überall. Überleben in schrumpfenden Regionen, Berlin 2012.

Strukturell angefragt: Volkskirche in ländlichen Räumen

„Kirche in ländlichen Räumen“ hat sich als Thema innerhalb der EKD und der Gliedkirchen längst etabliert. Konstatierte Kai Hansen vor acht Jahren¹ noch, dass sie „eher am Rande des Interesses steh[t]“, so wirkt diese Aussage heute anachronistisch. Warum gibt es diese neue Aufmerksamkeit für ländliche Räume? Ein wesentlicher Grund dürfte in der sich verschlechternden strukturellen Lage zu suchen sein. Durch den Rückgang der Kirchenmitglieder² erweisen sich die herkömmlichen Versorgungsstrukturen als zu groß bzw. zu klein.

Durch den organisatorischen Druck werden strukturelle Reaktionen provoziert. Im Wesentlichen besteht das Maßnahmenpaket dann aus drei Faktoren: Regionalisierung, Zentralisierung, Stärkung des Ehrenamtes.

Regionalisierung. Nicht mehr die Pfarodie ist die bevorzugte Gestaltungsgröße von Kirche, sondern die Region. Was Gemeinden nicht mehr einzeln „anbieten“ können, teilt man sich auf.

Strukturelle Veränderungen in der Fläche sind mit Zentralisierungsbestrebungen verbunden. Die Verwaltung wird so effizienter, billiger und überschaubarer. Manche Angebote müssen nicht mehr überall, sondern nur noch an Unter- oder Mittelzentren vorgehalten werden.

Landkreise und Kommunen folgen übrigens ähnlichen Logiken und greifen auf dieselben Antworten zurück.³ Der Maßnahmenkatalog, der z.B. in der „Cottbuser Er-

klärung von 2004“ vorgeschlagen wird, enthält neben Zentralisierung und Regionalisierung auch das Element, dass in kirchlichen Kontexten immer wieder auftaucht: Das bürgerschaftliche Engagement. Der Ehrenamtliche soll den Rückzug der Institution aus peripheren Regionen wenigstens teilweise kompensieren.

Kirche, Staat, Dienstleister: sie alle stehen in der Fläche vor den gleichen Herausforderungen. Deshalb ist es unumgänglich, mit lokalen Akteuren, mit Kommunen, mit Regionalplanern zu kooperieren und sich zu vernetzen. Zumal es eine weitere Ähnlichkeit gibt, die sich allerdings erst dem interpretierenden Blick offenbart:

Ähnlich wie das gängige Demokratie- und Staatsverständnis in entlegenen Regionen angefragt wird⁴, so gerät dort auch einer der Eckpfeiler volkskirchlicher Identität ins Wanken: die parochiale Verfasstheit und mit ihr die flächendeckende Präsenz von Kirche. Der gesellschaftliche Normalfall

einer Kirchenmitgliedschaft wird eben nicht nur durch den kleiner werdenden Prozentsatz der evangelischen Christen angefragt, sondern auch durch „weiße Flecken“ auf der Landkarte. Und auf die gehen wir in manch peripheren Regionen bereits zu; es sind zum Teil schon „perforierte“ Gegenden. Weniger die inhaltlichen Anfragen fordern zu neuem Nachdenken heraus, sondern ein formaler Druck, der allerdings eminent ekklesiologische Implikationen aufweist.

THEOLOGISCHE WEICHEN- STELLUNGEN

Denn im Kern verbirgt sich hinter der Thematik nicht nur die organisatorische Frage, wie sich Kirche kleiner bewerkstelligen lässt. Weitreichender und spannender ist die Frage, ob sich darin eine andere Kirche einstellt bzw. entwickelt. Wie könnte eine solche Kirche, in der die institutionelle Stütze vom Stand- zum Spielbein wird, aussehen? Welches Bild entsteht vor dem inneren Auge, wenn man dorthin ländliche Kirche in 50 Jahren projiziert? Eine Schlüsselfrage, die zuerst beantwortet werden sollte, bevor man hektische Reformschritte einleitet.

Denn Anpassung selbst kann keine ausreichende Antwort sein. Sie macht bald erneute Anpassung nötig: Die Richtung ist vorgeprogrammiert. Sie verlängert Konzepte der Vergangenheit in eine bescheidenere Zukunft. Dagegen sollten rechtzeitig neue Konzepte probiert und ggf. verstetigt werden.

» Wie könnte eine solche Kirche, in der die institutionelle Stütze vom Stand- zum Spielbein wird, aussehen? Welches Bild entsteht vor dem inneren Auge, wenn man dorthin ländliche Kirche in 50 Jahren projiziert? «

Strukturen werden so nicht an das Heute, sondern an das verheißene Morgen angepasst. Doch um eine andere Kirchenform auch nur zu denken, muss man in einen grundlegenden Verständigungsprozess darüber eintreten, was Kirche eigentlich ist, welche Funktion und Mission sie hat.

Dies geschieht in der staatlichen Daseinsvorsorge ganz ähnlich. Wenn man hier neue Ansätze entwickeln will, fragt man funktional bzw. nicht nach Input- sondern

Outputkriterien. Z.B. sind dann nicht Mindestklassengrößen das Gestaltungsdogma von Schulen, sondern die Funktion von Schulbildung überhaupt. Wie kann sie gegebenenfalls anders gewährleistet werden?, so die fundamentale Frage, die auch in kirchlichen Gestaltungsdebatten immer stärker auftauchen wird.

Diese Denkweise impliziert allerdings auch, dass strukturelle Entscheidungen letztlich theologische Entscheidungen sind. Schizophren ist es

anzunehmen, dass die leidigen Diskussionen darum nichts mit dem Kerngeschäft zu tun haben.

Doch wohin sollen die Weichen gestellt werden? Zum „Regionalen“ oder „Lokalen“? In welche Richtung sollte man z.B. diese Spannung aufheben? Das EKD-Zentrum „Mission in der Region“ ermutigt, hier falsche Alternativen zu vermeiden: Warum, so fragen die Referenten in ihrem Regionpapier⁵, kann die Identifikation mit dem Loka-

len nicht in die Stärke der Region einfließen? Kirche Jesu Christi wird wegen ihrer konkreten Form immer lokal sein, was freilich nicht mit parochial verwechselt werden darf. Konkrete Gemeinde vor Ort besitzt die Intelligenz und Sensibilität für den Kontext. Das macht sie fast unschlagbar – gerade in post-modernen Zusammenhängen, wo Wahrheit nicht nur als zeitgebundene Größe, sondern als ortsgebundene Größe erscheint. Aber als lokale Kirche bildet sie nur den kleinsten Baustein der Kirche, bleibt also immer auf das geografisch und konfessionell Größere bezogen – auf die Region, den Kirchenkreis und die ökumenische Vielfalt der ganzen Welt. Sonst spaltet sie sich ab (secare) und wird nicht nur dem Namen nach zur „Sekte“.

DOPPELSTRATEGIE: VIELFALT IM REGIONALEN NETZ LOKAL PROFILIEREN

Diese Überlegungen münden in einer Doppelstrategie: lokale Differenzen und Profilierungen stärken – weil die Gemeinden vor Ort eine unersetzbare Intelligenz besitzen – aber sie in ein gut funktionierendes regionales Netz einbetten, das weitet, ergänzt, korrigiert und trägt. Damit muss Kirche aber Vielfalt und Buntheit wollen – und sie nicht als Bedrohung für die innere Einheit sehen. Der Zwang, alles an allen Orten zur gleichen Zeit vorzuhalten, scheint hier nicht nur anachronistisch, sondern auch lähmend.

» Diese Überlegungen münden in einer Doppelstrategie: lokale Differenzen und Profilierungen stärken – weil die Gemeinden vor Ort eine unersetzbare Intelligenz besitzen – aber sie in ein gut funktionierendes regionales Netz einbetten «

Das heißt zweitens, dass auch in den Angeboten der Kirche und Lebensformen des Glaubens mehr Vielfalt wünschenswert wäre. Auch hier plädiere ich für ein funktionales Denken: Wenn die Zusammenkunft der Christen dazu dient, auf den Herrn zu hören und ihn zu loben, dann ist es doch relativ egal, wie viele kommen, wo sie sich treffen, welche Instrumente sie begleiten und welcher Agenda sie folgen. Diese formalen Fragen sind adiaphora und sollten von den Gegebenheiten und Anforderungen des Ortes bestimmt werden.

Schließlich sollte sich die Öffnung auch auf das Verkündigungsamt beziehen. Hier ist eine größere Flexibilität zu wünschen, gerade was die gewachsenen Selbstverständlichkeiten angeht: Wohnsitzzwang und Anstellung bei der Kirchengemeinde. Warum ist nicht eine Anstellung auf Kirchenkreisebene umsetzbar? Eine Konzentration der PfarrerInnen an manchen Orten würde nicht nur zu einer Bündelung fachlicher Kompetenzen, sondern auch zu einer geistlichen Verdichtung führen. Damit könnte einer künftigen Problematik begegnet werden, die hier noch gar nicht berührt wurde: Wie lassen sich ländliche Pfarrstellen in völlig überdehnten Strukturen attraktiv darstellen?

Im Ernstnehmen des Priestertums aller Getauften benötigen wir daneben ein entschlosseneres Zugehen auf zweite, dritte

und vierte Wege in das Amt der Verkündigung. Die Integration und Partizipation Ehenamtlicher ist eine Überlebensfrage für „Kirche in peripheren Regionen“. Dabei dürfen nicht nur Aufgaben delegiert, sondern auch Kompetenzen übertragen werden. Eine Studie über bürgerschaftliches Engagement in der dünn besiedelten Uckermark resümiert: „Sollen die Bürger ... in Zukunft stärker eigenverantwortlich und in Ergänzung zu kommunalen Aufgaben agieren, müssen ihnen vermehrt rechtliche und finanzielle Handlungsspielräume eingeräumt werden. ‚Alibibeteiligung‘ sollte vermieden werden, denn Partizipation ohne Mitbestimmung lähmt die Freude am Engagement.“⁶

Wahrscheinlich muss das Votum für Pluralität und Flexibilität wohl darin münden, das Solidaritätsprinzip in der Fläche zu relativieren: Es kann nicht mehr an allen Orten institutionell gestütztes Christentum „vorgehalten“ werden. Zur Lebendigkeit auf dem Lande gehört auch, dass Manches sterben und verfallen können darf – wenn es nicht mehr aus sich heraus lebt.

Schlussendlich: Eine Analyse der Schrumpfung – mindestens für Ostdeutschland – ergibt, dass die Probleme der Kirche sich nur scheinbar in der Organisation, sondern eher im Glauben verdichten: Es handelt sich im Kern um eine missionarische Herausforderung. Wenn Kirche nur so schnell wie die Gesellschaft schrumpfte, wäre der Druck erheblich geringer. Die christlichen Traditionsabbrüche (gerade der letzten Jahrzehnte) stellen auch in den ländlichen Regionen vor die Herausforderung, neue Formen der Einladung zum Glauben zu finden. Die sozialen Fragmentierungen, die die Peripherisierung mit sich bringt, deuten darauf hin, dass es um diakonisch-missionarisches Handeln gehen wird, das sich Bildung ebenso auf die Fahnen schreibt. Möglicherweise stehen wir vor der Renaissance von Klöstern und Gemeinschaften in ländlichen Regionen. <<

» ANMERKUNGEN:

- 1) Kai Hansen, Evangelische Kirche in ländlichen Räumen. Ein Rundblick über Geschichte und Gegenwart, Schenefeld 2005
- 2) Welche Faktoren führen zu dem Abschmelzen der Kirchenmitglieder, die gerade in peripheren Regionen Druck auf das System ausüben? Es greifen mehrere ineinander: 1) Die Konzentrationsprozesse in Städten und Ballungsräumen (vornehmlich im Westen), die den entlegenen Gebieten (vor allem im Osten) Menschen und Funktionen entziehen (Peripherisierung). 2) Die allgemein gesunkene Fertilität: Wurden im ländlichen Raum früher mehr Kinder geboren als in der Stadt, so ist dieser Effekt kaum noch feststellbar. 3) Austritte: Gerade im Osten der Republik wird sichtbar, dass es vor allem die Austritte der 1960/70er Jahre sind, die einen Schneeballeffekt verursachen. 4) Traditionsabbruch: Die Weitergabe und Pflege des Glaubens in den Familien hat erheblich abgenommen (vgl. dazu Thomas Schlegel, „Weniger ist Zukunft“. Kirchliches Wachstum in Zeiten des Schrumpfens?, in: Mitmenschen gewinnen. Wegmarken für Mission in der Region, im Auftrag des Zentrums für Mission in der Region hg. v. Hans-Hermann Pompe und Thomas Schlegel, [Kirche im Aufbruch 2], Leipzig 2011, 145-171).
- 3) Vgl. dazu Claudia Neu und Thomas Schlegel, Anders und doch so ähnlich: Kirche und Staat als Akteure im ländlichen Raum, in: kunst und kirche 01/2011, 9-14.
- 4) Vgl. Kersten, Jens u.a., Demografie und Demokratie. Zur Politisierung des Wohlfahrtsstaates, Hamburg 2012.
- 5) Vgl. EKD-Zentrum für Mission in der Region, Region als mehrdimensionaler Gestaltungsraum, Dortmund 2012 (zu beziehen unter www.zmir.de).
- 6) Daseinsvorsorge im peripheren ländlichen Raum – am Beispiel der Gemeinde Galenbeck, hg.v. Kristina Baade u.a., Rostock 2007, 8.

Land und Kirche in Westeuropa

Ein Blick nach Frankreich und England

Gemeinden „auf dem Land“ gibt es überall. Und auch in anderen Ländern beschäftigen sich Christen mit den Herausforderungen in ländlichen Räumen. Ökumenische Einblicke in Veränderungsprozesse sollen Anregungen für deutsche Kontexte bieten.

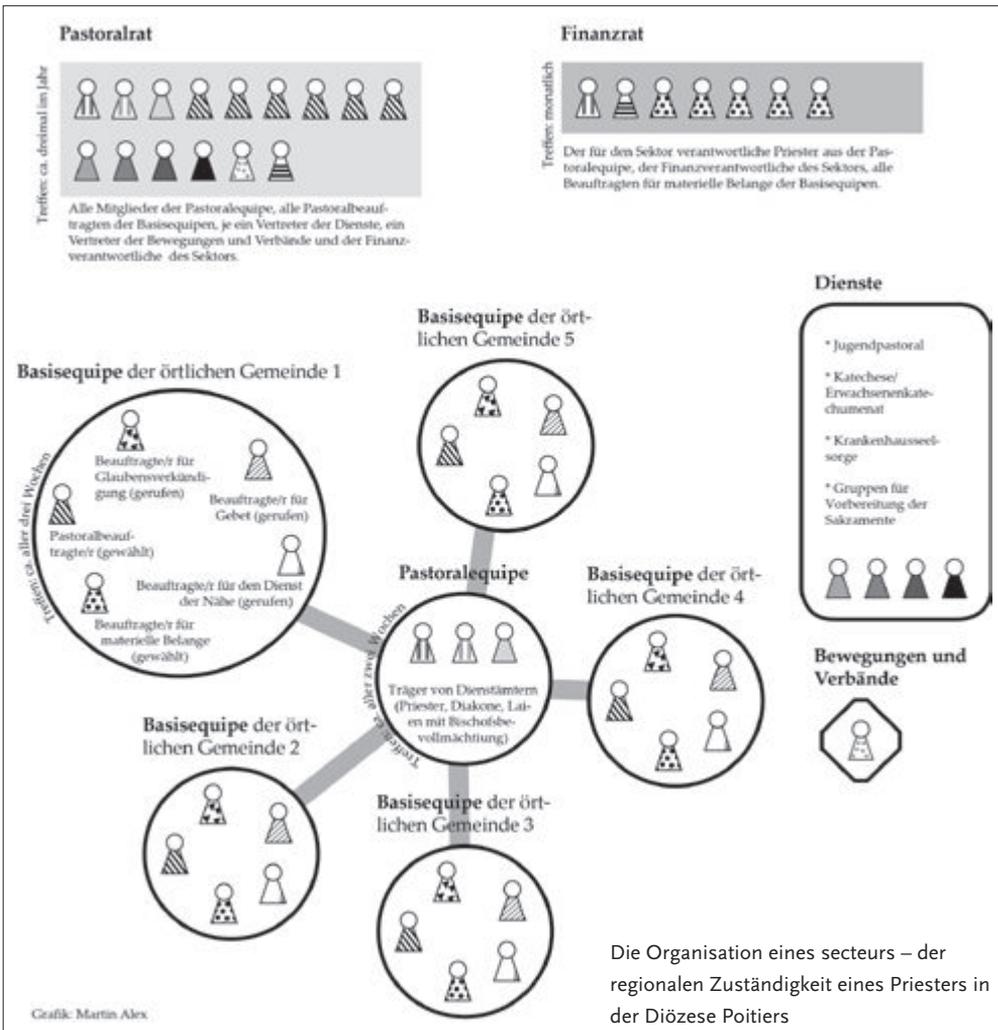
EINBLICK FRANKREICH: DIE DIÖZESE POITIERS¹

Die katholische Diözese Poitiers liegt im Westen Frankreichs und ist ländlich geprägt. Auf fast 13.000 km² verteilen sich 745.520 Einwohner. Dies entspricht einer Einwohnerdichte von 57 Einwohner pro km² (zum Vergleich: Mecklenburg-Vorpommern 71). Zu Beginn der Reformbestrebungen gab es 604 Pfarreien, viele davon mit weniger als 300 Mitgliedern. Zudem herrscht(e) Priestermangel. Eine Kirchensteuer vergleichbar der in Deutschland gibt es nicht.

In mehreren synodalen Prozessen wurde in der Diözese nach Möglichkeiten der Veränderung gesucht. Dabei sollte dem gemeinschaftlichen Leben vor Ort besondere Aufmerksamkeit zukommen. „Nähe“ war daher ein entscheidendes Stichwort, das mehrere Konsequenzen mit sich brachte: Bestrebungen, den Priesterdienst zu zentralisieren, wurden aufgegeben. Zugleich sollten Laien mehr Verantwortung für ihre Gemeinde übertragen bekommen und darin gefördert werden. Daneben wurden bei der Frage nach dem Kern von Kirche drei Verantwortlichkeiten benannt: den Glauben verkünden, Beten und den Menschen dienen. Strukturen betrachtete man als veränderbar: „Glaubt

man [...], dass Christus uns treu bleibt und dass das Ende einer Struktur nicht schon den Tod der Kirche bedeutet [...] dann öffnet die Hoffnung die Tür zum Erfindungsgeist.“²

Durch die Konzentration auf das Wesen der Kirche und die Menschen schaffte die von Erzbischof Albert Rouet geführte Diözese die Möglichkeit, sogenannte örtliche Gemeinden zu gründen. Diese neue Lebens- und Organisationsform der Christen ist (in der Regel) nicht identisch mit alten Pfarreien, vielmehr kann es in einem Zuständigkeitsbereich des Priesters mehrere örtliche Gemeinden geben. Das Leben in den örtlichen Gemeinden wird von der sog. Basisequipe getragen. Basisequipes setzen sich aus je fünf Personen zusammen, alle Laien. Drei Personen spiegeln die drei Verantwortlichkeiten von Kirche wider: eine Beauftragte für Glaubensverkündigung, eine für das Gebet und eine für den Dienst der Nähe. Diese drei Personen werden aus der Gemeinde gerufen. Zwei weitere Personen werden gewählt: die Pastoralbeauftragte und die Beauftragte für materielle Belange. Zudem entsendet der Bischof einen Priester in die Basisequipe. Die Mitglieder der Basisequipe werden in einem eigenen, besonders gestalteten Gottesdienst eingesetzt. Ihre Mitglied-



schaft ist auf drei Jahre begrenzt und kann nur einmal verlängert werden. Um die Nachfolge zu sichern, werden die Personen unterstützt, selbst Nachfolger zu gewinnen. Die örtlichen Gemeinden mit ihren Basissequipen sind eingebunden in die Organisation des gesamten regionalen Zuständigkeitsbereichs eines Priesters, dem secteur – siehe Abbildung. 2007 gab es bereits mehr als 300 dieser örtlichen Gemeinden, größtenteils in ländlichen Gebieten.³

Die Bildung von örtlichen Gemeinden zeichnet sich nicht in erster Linie durch diese (neue) Struktur aus, sondern durch eine Grundhaltung des Vertrauens in die

Christen vor Ort. So kann Albert Rouet kritisch betonen: „Es sind nicht die Christen, die fehlen, was fehlt ist das Vertrauen, das man ihnen entgegenbringt.“⁴ Zudem stehen in beachtenswerter Weise die Begabungen der Getauften im Fokus. In fast evangelischer Diktion wird auf die Würde und Verantwortung der Christen hingewiesen: „Alle Getauften sind zu den Aufgaben der Verkündigung, der Heiligung und der Sammlung des Volkes Gottes gerufen.“⁵ Die flexiblen Rahmenbedingungen durch die örtlichen Gemeinden erlauben das produktive Zusammenwirken von (übergeordneter) Planung und (gemeindlicher) Initiative.

In Poitiers wurden geistliche und inhaltliche Überlegungen mit strukturellen Freiräumen eng verzahnt. Mit der Grundhaltung des Vertrauens sowie den Basiséquipen in den örtlichen Gemeinden hat die katholische Diözese einen interessanten Weg beschritten, der auch als innovative Umsetzung der evangelischen Überzeugung des Priestertums aller Gläubigen gelten kann. Damit ist es der Diözese gelungen, in einer sehr ländlichen Region Veränderungen produktiv zu gestalten sowie Aufbrüche zu initiieren und zu begleiten.

EINBLICK ENGLAND: FRESH EXRESSIONS AUF „DEM LAND“

Ländliche Gebiete in England weisen manche Parallele zur deutschen Situation auf. Von einer einheitlichen Kategorie „Land“ kann auch dort nicht gesprochen werden. So prosperieren Gebiete mit städtischem Umfeld durch junge Familien und verhältnismäßig niedrige Arbeitslosigkeit. Zugleich leben viele Menschen in ländlichen Haushalten in Armut. Auch die englische Landwirtschaft ist geprägt durch einen rapiden Wandel und bietet immer weniger Arbeitsplätze. Insgesamt aber ist in England eine recht hohe Attraktivität ländlicher Räume zu beobachten. Die Bevölkerung nimmt eher zu als ab – anders als in strukturschwachen ländlichen Räumen Deutschlands.

Auf Seiten der Kirche sind große Verantwortungsbereiche für Pfarrer keine Seltenheit; sie umfassen im Mittel drei bis neun „parishes“ (Parochien). Bereits seit den 70er Jahren gibt es Zentralisationsbemühungen, in deren Zusammenhang Personal und sonstige Ressourcen zur Stadt hin transferiert werden. Zusätzlich sind die ländlichen Gemeinden für insgesamt rund 9600 meist sehr alte Kirchengebäude verantwortlich. Kirchensteuern wie in Deutschland gibt es nicht. Auch in England ist der Gottesdienstbesuch auf dem Land besser als in der Stadt.

Durch finanzielle Engpässe und geistliche Besinnung angestoßen, durchläuft die

Church of England seit 30 Jahren tiefgreifende Veränderungen. „Fresh Expressions of church“⁶ (neue Ausdrucksformen gemeindlichen Lebens) sind dafür besonders markante Beispiele. Damit werden verschiedene Aufbrüche in der Church of England bezeichnet. „Fresh Ex“ wollen das Evangelium in unterschiedlichen gesellschaftlichen Zusammenhängen (neu) zur Sprache bringen. Dabei entstehen auch neue Gemeinden. Diese Aufbrüche sind als Ergänzung zum parochialen „Normalsystem“ unter dem Dach der Kirche gewollt und möglich.

Auch in ländlichen Zusammenhängen gibt es „Fresh Expressions“⁷. Beispielsweise werden Gemeinden für eine gewisse Zielgruppe als Ergänzung bestehender Gemeinden neu gegründet, neue Schwerpunkte der Gemeindegemeinschaft werden gesetzt oder Aufgaben für das Gemeinwohl geraten in den Fokus. Im Rahmen der Kirche werden diese Aufbrüche theologisch und strukturell begleitet, angeregt und eingebunden.

„Fresh Ex“ auf dem Land zeichnen sich insgesamt durch einige interessante Merkmale aus⁸. Als einer der zentralsten Werte ist die sorgfältige Beachtung des Kontexts zu nennen. Für Gemeindegemeinschaft und Mission vor Ort gibt es kein generelles „Konzept“, das nur umgesetzt werden müsste. Stattdessen geht man davon aus, dass Gott bereits vor Ort „unterwegs“ ist. Ihm nun in seiner Mission zu folgen, ist ein weiteres wichtiges Merkmal. Wie dies konkret aussehen kann, wird unterschiedlich bestimmt: eher sozialdiakonisch oder eher evangelistisch – oft beides. Beispielsweise knüpfte ein Ehepaar an die abgebrochene Klostertradition des Ortes an und versucht Christsein über kommunale Lebensformen zu plausibilisieren. Zudem ist an vielen Stellen eine pragmatische Grundhaltung zu beobachten. Kirche wird sowohl von den Gemeindegliedern, als auch von der Kirchenleitung zuerst als Gemeinschaft von Christen vor Ort angesehen, nicht als Gebäude, Verwaltungsorganisation oder pfarramtli-

cher Zuständigkeitsbereich. Wie sich diese Gemeinschaft nun gestaltet, ist nicht festgelegt. Ob es sich eher um liturgische Gottesdienste am Sonntagmorgen oder eher um Kleingruppen unter der Woche handelt, spielt kaum eine Rolle. All diese gemeindlichen Ausdrucksformen sind ganz Kirche. Pragmatisch wird auch mit der Notwendigkeit des Wandels umgegangen. Es ist vielfach eine große Offenheit für Veränderungen spürbar. Diese mündet in aktive Gemeinschaft, statt in die (passive) Erwartung, pfarramtlich „versorgt“ zu werden. Aktivität der Gemeindeglieder – miteinander und für andere – wird bewusst angestrebt und unterstützt. Folgende Szenerie spiegelt die Prioritätensetzung eindrücklich wider: An dem Portal einer verfallenen Dorfkirche hängt ein Schild: „Dieses Gebäude wurde aufgegeben. Aber die Gemeinde ist quicklebendig und trifft sich im Dorfgemeinschaftshaus.“

Die Annahme des Wandels und die Beachtung des Kontextes setzt ferner viel Kreativität frei. Zum einen passt man kirchliche Kernangebote an die Bedürfnisse an (z. B. „Petservices“⁹⁾, entwickelt neue Formate außerhalb der eigenen Mauern (z. B. „Rogationwalks“¹⁰⁾ und versucht, Nichtchristen eines Dorfes anzusprechen (z. B. durch „Cell Churches“¹¹⁾). Auch mit den Kirchengebäuden wird kreativ umgegangen. Sie werden z. T. multifunktional genutzt, weil kommunale Angebote fehlen. So lassen sich in Kirchen zusätzlich Einkaufsläden, Cafés oder Kinos finden.

Insgesamt sind „Fresh Expressions“ auf dem Lande noch nicht so häufig anzutreffen wie in städtischen Gebieten. In suburbanisierten ländlichen Regionen scheinen sie jedoch zu florieren. Die Entwicklung von „Fresh Expressions“ in strukturschwachen Regionen scheint erst in den Anfängen zu sein.

Die Beispiele aus Frankreich und England zeigen, wie in bestimmten Kontexten Innovationen in ländlichen Räumen Fuß

fassen. Dabei ist beachtenswert, dass jeweils der geistlichen und inhaltlichen Fokussierung besondere Bedeutung zukommt. Sie ist gepaart mit verhältnismäßig großem strukturellem Freiraum. Impulse und Unterstützung „von oben“ sowie Initiativen „von unten“ wirken zusammen und ergänzen sich. Die Einblicke machen deutlich, wie Christen in ländlichen Räumen mit ihrer je eigenen Situation umgehen und bieten damit Impulse für die Diskussionen in Deutschland. «

» ANMERKUNGEN:

- 1) Vgl. Feiter, Reinhard / Müller, Hadwig (Hg.): Was wird jetzt aus uns, Herr Bischof? Ermutigende Erfahrungen der Gemeindebildung in Poitiers, Ostfildern 2012⁵⁾.
- 2) A.a.O., 25.
- 3) Vgl. dazu auch: Müller, Hadwig: Eine Pastoral der Nähe am Beispiel von Poitiers – Voraussetzungen und Schritte der Bildung „Örtlicher Gemeinden“, in: Schlegel, Thomas / Alex, Martin: Leuchtfeuer oder Lichternetz. Missionarische Perspektiven für ländliche Räume, Neukirchen-Vluyn 2012, 93-98.
- 4) A.a.O., 36.
- 5) A.a.O., 139.
- 6) Vgl. Herbst, Michael (Hg.): Mission bringt Gemeinde in Form. Gemeindepflanzungen und neue Ausdrucksformen gemeindlichen Lebens in einem sich wandelnden Kontext, Neukirchen-Vluyn 2007
- 7) Vgl. dazu: Gaze, Sally: Mission-shaped and rural. Growing churches in the countryside, Church House Publishing 2006.
- 8) Für weitere Einzelheiten vgl. Alex, Martin: Spuren im Land. Eindrücke einer Studienreise in englischen und walisischen ländlichen Räumen, in: Moldenhauer, Christiane / Warnecke, Georg: Gemeinde im Kontext. Neue Ausdrucksformen gemeindlichen Lebens, Neukirchen Vluyn 2012, 35-46.
- 9) Petservices sind Haustiergottesdienste, bei dem die Haustiere mit in die Kirche gebracht werden können. Dies nimmt der Gottesdienst thematisch auf.
- 10) Die Rogationwalks nehmen katholische Traditionen des Flurumganges mit Segnung der Äcker auf.
- 11) Cell Churches sind kleine christliche Gemeinschaften.

Die Schwedische Kirche – Kirche im ländlichen Raum

Um es gleich zu sagen: Ganz Schweden – abgesehen von Stockholm und einer Handvoll weiterer Städte – ist ländlicher Raum. Und kein kleiner: Schweden ist von der Fläche her mit knapp 450.000 Quadratkilometern Europas fünftgrößtes Land; würde man das Land an der Südspitze der Länge nach umklappen, käme man in etwa bis Rom. Hier leben gut 9,6 Mio. Menschen, die meisten – rund 85% – in Städten. Allerdings: Nur Stockholm mit 1,4 Mio. Einwohnern verdient die Bezeichnung „Metropole“, und als Großstädte im offiziellen Sinn kommen lediglich Göteborg und Malmö in Frage; die übrigen schwedischen Städte rangieren aus kontinentaleuropäischer Sicht am ehesten unter „Mittelstadt“ oder „Kleinstadt“, jeweils umgeben von mehr oder weniger (meist mehr) ländlichem Raum. Von daher prägt eine gewisse Ländlichkeit den Großteil Schwedens. Eine deutlich extremere Bedeutung der Bezeichnung „ländlich“ trifft auf weite Teile Nordschwedens zu. Je weiter weg von Stockholm man kommt, vor allem in nördlicher Richtung, desto dünner die Besiedelung: In der schwedischen Hauptstadt drängen sich 2.700 Menschen pro Quadratkilometer, im Landkreis Arjeplog

ganz im Norden des Landes sind es (statische) 0,1 Einwohner auf der gleichen Fläche. Und während Stockholm nach wie vor wächst, leben immer weniger Menschen auf dem Land. Wie anderswo auch, hat das in erster Linie wirtschaftliche Gründe: Land- und Forstwirtschaft als die traditionellen Arbeitgeber im ländlichen Raum müssen hocheffizient, d.h. personalsparend sein, wenn sie mit Gewinn arbeiten wollen. Aber auch ein urbaner Lebensstil als Ideal, mit kurzen Wegen zu Konsum und Kultur, spielt eine Rolle bei der zunehmenden Landflucht.

KIRCHLICHE STRUKTUREN

Von den genannten 9,6 Millionen Einwohnern gehören 69% (2011; zum Vergleich: 83% im Jahr 2000) der ev.-luth. Svenska Kyrkan (Schwedische Kirche) an, die bis zum Jahr 2000 Staatskirche war. Deren ca. 1.800 Kirchengemeinden verteilen sich auf 13 Stifte (Bistümer/Landeskirchen) mit jeweils einem Bischof an der Spitze und bilden so eine flächendeckende Organisation. Die einzelnen Gemeinden werden selbständig von Kirchenvorstand und Hauptpastor geleitet, sind aber gleichzeitig Teil größerer organisatorischer Einheiten,

die Pastorate genannt werden; diese bestehen aus einer oder mehreren Einzelgemeinden. Diese Pastorate bilden sogenannte Kontrakte unter der Leitung jeweils eines Propstes und sind damit die größten Verwaltungseinheiten eines Stifts. Daneben gibt es spezielle Strukturen für die finanzielle Verwaltung (Samfällighet). Uppsala ist Sitz des Erzbischofs und der Kirchenkanzlei, die für die Arbeit auf nationaler Ebene verantwortlich ist; hier tritt auch jährlich das Kyrkomöte (Kirchenparlament/Generalsynode) zusammen und fasst Beschlüsse, die die Schwedische Kirche als Ganzes betreffen; so etwa 1958 die Ordination von Pastorinnen und Bischöfinnen, 2009 die Öffnung der kirchlichen Trauung auch für gleichgeschlechtliche Paare, oder – im Herbst 2012 – weitreichende Strukturveränderungen hinsichtlich der Einteilung und Verwaltung der Kirchengemeinden. Die Schwedische Kirche engagiert sich im ökumenischen Dialog, in sozialen Fragen und im Umweltsektor, man ist als "Schwedische Kirche im Ausland" auf fünf Kontinenten präsent und bietet auf Gemeindeniveau die unterschiedlichsten Aktivitäten an: Gottesdienste, Krabbelgruppen, Pilgerreisen, Chöre, Qi Gong, Kunst-, Theater- und Literaturgesprächskreise. Diese Angebote sind zu verstehen als die praktische Verwirklichung dessen, was die vierfältige grundlegende Aufgabe jeder Kirchengemeinde der Schwedischen Kirche sein soll: Gottesdienst feiern, Unterweisung betreiben, Diakonie und Mission ausüben. Dieser vierfältigen Aufgabe soll alle Arbeit einer Gemeinde in der Schwedischen Kirche zugrunde liegen, unabhängig davon, ob es sich um eine städtische oder ländliche Kirchengemeinde handelt.

HERAUSFORDERUNGEN FÜR DIE KIRCHE IM LÄNDLICHEN RAUM

Die oben skizzierten demographischen und kirchlichen Verhältnisse deuten bereits auf die Spannungen hin, die zwischen länd-

lichen Gebieten und städtischem Raum bestehen. Dabei steht die Schwedische Kirche im ländlichen Raum vereinfacht gesagt vor zwei Hauptherausforderungen: einerseits sozial-demographischen und andererseits innerkirchlich-strukturellen. Immer weniger Menschen wohnen auf dem Land. Geschäfte, Tankstellen und Schulen schließen, und die ohnehin weiten Wege zur Arbeit, zum Kindergarten oder zum Arzt werden noch weiter. Für die kirchliche Arbeit be-

» Die Zeit, die der Pfarrer im Auto auf dem Weg zum nächsten Gottesdienst verbringt, fehlt an anderer Stelle, an einem der drei anderen Aspekte des kirchengemeindlichen Auftrags. «

deutet „ländlicher Raum“ daher: Trotzdem die Kirchengemeinde auf dem Land traditionell nach wie vor höher ist als im Landesdurchschnitt, gibt es immer weniger Gemeindeglieder, vor allem immer weniger jüngere. Gleichzeitig sieht man sich in einer kirchlichen Struktur gebunden, die eher an Gebiete mit höherer Bevölkerungsdichte angepasst ist. Ein Beispiel: hauptamtliche Mitarbeiter (Pfarrer/innen, Diakone/Diakoninnen, Gemeindepädagogen/pädagoginnen, Kirchenmusiker/musikerinnen)

in den ländlichen Gebieten Nordschwedens verbringen rund doppelt so viel Zeit wie die Kollegen in der Stadt damit, sich dem oben genannten Aspekt „Gottesdienst“ zu widmen. Das liegt aber oftmals weniger an einem brennenden Interesse für Liturgie und Homiletik als an den Vorschriften der Kirchenordnung, wonach in einer Kirchengemeinde jeden Sonntag ein Hauptgottesdienst gefeiert werden muss. Werden nun mehrere Kirchengemeinden aus Gründen der Bevölkerungsdichte von nur wenigen hauptamtlichen Mitarbeitern betreut, so müssen diese Mitarbeiter jeden Sonntag in jeder der Gemeindekirchen Gottesdienst feiern. In der Innenstadt von Stockholm ist es nur ein Steinwurf von St. Gertrud bis zur Hauptkirche Storkyrkan; um von einer Landkirche irgendwo im weitläufigen Gebiet des Stifts Härnösand zur nächsten zu gelangen, muss man lange Autofahrten einplanen (trotz garantiert staufreier Straßen). Die Zeit, die die hauptamtlichen Mitarbeiter im ländlichen Raum im Auto zwischen Vorbereitung und Durchführung von Gottesdiensten verbringen, ist daher durch eine Kombination aus geographischen und paragraphischen Umständen signifikant höher als in der Stadt. Und: Die Zeit, die der Pfarrer im Auto auf dem Weg zum nächsten Gottesdienst verbringt, fehlt an anderer Stelle, an einem der drei anderen Aspekte des kirchengemeindlichen Auftrags.

IDEEN ZUR VERÄNDERUNG

In abgemilderter Form gelten die Herausforderungen von sinkenden Gemeindegliederzahlen, Verlust von Infrastruktur, weiteren Wegen und immer weniger Hauptamtlichen auch für die weniger extrem ländlichen Gebiete Schwedens. Man versucht, dem mit unterschiedlichen Strategien zu begegnen. Zum Teil handelt es sich dabei um übergreifende strukturelle Veränderungen. Wie erwähnt, wurde auf dem letzten Kirkomöte eine Strukturverän-

» So betreibt die Kirchengemeinde von Nora eine Tankstelle mit Imbiss und Geschäft, um Infrastruktur zu erhalten «

derung beschlossen; diese besteht aus einer Konzentration der Verwaltungseinheiten (nicht zuletzt der finanziellen) und damit einem Zusammenschluss nicht nur von Gemeinden zu Großgemeinden, sondern auch von Pastoraten zu Groß-pastoraten. Man erhofft sich eine vereinfachte Administration. Die Vorgabe der Durchführung des sonntäglichen Hauptgottesdienstes wird vom Gemeinde- auf das Pastoratsniveau verlegt, was einerseits eine Erleichterung für die konkrete Gemeindegarbeit bedeutet, andererseits aber auch das Risiko von weniger Gottesdiensten mit sich bringt. Kritiker der Strukturreform befürchten, der Einfluss der einzelnen Kirchengemeinden werde stark eingeschränkt, die Befürworter sehen in der Reform gerade eine Chance für die Gemeinden, sich stärker auf die konkreten kirchlichen Aufgaben konzentrieren zu können. Neben solchen generellen Strategien, die gesamtkirchliche Strukturen betreffen, gibt es selbstverständlich regionale und lokale Lösungsversuche. So betreibt die Kirchengemeinde von Nora eine Tankstelle mit Imbiss und Geschäft, um Infrastruktur zu erhalten; andere Gemeinden fangen an, Altersheime zu bauen und zu betreiben – für schwedische Verhältnisse etwas eher Unge-

wohntes, da der soziale Sektor traditionell fest in staatlicher und kommunaler Hand liegt. Alternative Gottesdienstformen für Gottesdienste mit nur wenigen Teilnehmern werden erarbeitet, die flexible und unbürokratische personelle Zusammenarbeit zwischen Kirchengemeinden wird ausprobiert, und freiwillige/ehrenamtliche Mitarbeiter werden als Ressource neu entdeckt (die Schwedische Kirche war über Jahrzehnte eine ausgesprochene „Hauptamtlichen-Kirche“).

FÜR WEN SIND WIR KIRCHE?

All diesen Strategien liegt die ewige Frage nach dem, was Kirche denn sein soll, zugrunde. Die Selbstverständlichkeit ihrer Existenz, die das Dasein als Staatskirche mit sich brachte, ist nicht vorbei. Damit eröffnet sich die Gelegenheit, neu über Wesen und Aufgabe von Kirche in Schweden nachzudenken. Die unterschiedlichen Voraussetzungen von Stadt und Land führen konsequenterweise zu unterschiedlichen Antworten. Im ländlichen Raum wird von Kirche (wieder oder immer noch) erwartet, Verantwortung zu übernehmen, wenn Post, Gesundheitswesen und Schule aus dem unmittelbaren Umfeld verschwinden. Ein solches Bild von Kirche als eine allgemeinen Zusammenhalt gebende Größe mit Verantwortung für soziale Infrastruktur hat Bedeutung für die konkrete Arbeit: Es kann wichtiger sein, dass der Pfarrer die Aufsicht im lokalen, auf ehrenamtlicher Basis organisiertem Jugendzentrum leitet, als einen Gesprächskreis über geistliche Persönlichkeitsentwicklung anzubieten – der Bedarf und die spezifische Situation vor Ort bestimmen die kirchliche Arbeit. Der häufiger im ländlichen Raum begegnenden Vorstellung von Kirche als übergreifende Größe steht die eines hochspezialisierten Anbieters einer bestimmten Weltanschauung gegenüber – eines Anbieters von vielen wohl-gemerkt; Kirche hat nicht Verantwortung für das große Ganze, sondern sieht ihren

Auftrag vor allem in professioneller, spezialisierter Vermittlung des christlichen Glaubens; das geschieht in einzelnen, klarer abgegrenzten Bereichen wie der Obdachlosenhilfe oder unterschiedlichen Glaubenskursen. Auch hier sind es die lokalen Gegebenheiten, die das Bild und die konkrete Arbeit von Kirche bestimmen. Dabei ist weder die ländliche Auffassung als Konservatismus noch die städtische Variante als gewollte Anbiederung an die Postmoderne zu verstehen. Beide sind viel eher Beispiele für den soziologischen Term Lokalisierung, also das Schaffen von lokalen funktionierenden Gemeinschaften/Gesellschaften im Verhältnis zu globalen Gemeinschaften/Gesellschaften. Die innerkirchliche Diskussion dreht sich dabei generell um die Frage, wie Kirche mehr und mehr Berührungspunkte überwinden und das Evangelium im Dialog mit immer stärker säkularisierten Menschen vermittelt werden kann. Ragnar Persenius, Bischof im Stift Uppsala sieht die große Herausforderung darin, wie die Kirche von Schweden aktiv Wege zum Glauben und Leben der Kirche aufzeigt. Das bedeutet, dass Schwellen immer weiter abgebaut und Strukturen flexibler gestaltet werden müssen und Kirche sich stärker nach außen richtet. Die größte Gefahr sieht Persenius in einer inneren Säkularisierung,

» Ein Gefühl von Ohnmacht und Wehmut bestimmt nicht selten Kirche in den wenig besiedelten Gebieten Schwedens. «

die im Bestreben, dem Gegenüber nicht die eigene Überzeugung aufzwingen zu wollen, die christliche Botschaft so allgemein formuliert, dass sie unkenntlich und damit unwichtig wird. Eine erneute – und ständige – Besinnung auf den Auftrag der Kirche ist notwendig, damit sie nicht als Weltanschauungsverein anstelle von Kirche aufgefasst wird: „Back to basics“ (Back to basics – och glöm de gamla komplexen. In: *Kyrkans Tidning* Nr. 2/2013, S. 16).

Mit dieser Analyse steht Persenius nicht allein, auch nicht im ländlichen Bereich. Gerade von ländlicher Seite wird der Kirche in der (Groß-)Stadt allerdings häufig vorgeworfen, die gesamtkirchliche Agenda mit – wie man meint – für den ländlichen Raum zweitrangigen liturgischen Spezialfragen und theologischen Themen zu bestimmen. Auch Verordnungen, die die Kirche von Schweden als Ganzes betreffen, können als an der ländlichen Lebenssituation vorbeigehend aufgefasst werden, so wie die oben aufgezeigte Bestimmungen zum sonntäglichen Hauptgottesdienst.

THEOLOGISCHE DEUTUNG

Ein Gefühl von Ohnmacht und Wehmut bestimmt nicht selten Kirche in den wenig besiedelten Gebieten Schwedens. Dies bedeutet aber nicht automatisch Aufgabe und Verzweiflung. Die Erzählung von der Vertreibung aus dem Paradies kann zum theologischen Deutungsmuster werden. Wenn Adam und Eva vor die Begrenzungen des Lebens gestellt werden, sehen sie sich ihrer Vorstellungen und gewohnten Identität beraubt. Gleichzeitig eröffnet diese Situation aber auch Potential für einen Reifeprozess; die Menschen sind auch nach der Vertreibung nicht von Gott verlassen. Die Erzählung verschweigt nicht die negativen Seiten des Lebens außerhalb des Paradieses, des Sicherens und Gewohnten; sie zeigt aber auch die Möglichkeiten, die sich damit auftun. Damit ermuntert sie, den Tat-

sachen in Gesicht zu schauen und auch das Schmerzvolle anzunehmen, ohne es zu marginalisieren oder zu glorifizieren.

Damit kann ein zweiter theologischer Topos hilfreich werden. Ein erneutes theologisches Nachdenken über das Kreuz als Zeichen für Kirche kann Deutungshilfe geben: Das Kreuz verstanden als Symbol für die äußeren Schwierigkeiten der Kirche und die innere Unruhe und Unsicherheit der Christen – sowohl die des einzelnen als auch die der Gemeinschaft. Dies bedeutet zwar nicht einfach eine Gleichsetzung von Christi Leiden mit dem eigenen schmerzvollen Verlust von Status, Identität oder materieller Sicherheit; auch wenn das Kreuz Analogien zum Verständnis der eigenen Situation gibt (so, wie etwa im kleinen, glamourösen Gottesdienst mit nur wenigen Besuchern die Hoffnung auf die Gegenwart Gottes geteilt wird mit Maria von Magdala und den anderen Frauen vor dem Kreuz, oder wie die Trauer um den Verlust dessen, was von größter Bedeutung für und Grundlage der eigenen Identität war, analog zu Marias Trauer um den toten Sohn gesehen werden kann), so ist doch nicht automatisch die Lage der Kirche dasselbe wie Jesu Leiden für Andere und der Weg zum Kreuz, der sich im Nachhinein als sinnvoll und fruchtbringend erweist. Aber erst wenn man akzeptiert, dass die eigenen Möglichkeiten erschöpft sind, entsteht der leere Raum und die Stille, in denen Gott die Auferstehung wirkt (zu den theologischen Überlegungen vgl. Christin Nygren Sundvisson, *Ett förlorat paradis. Landsbygden i framtidens kyrka*. Stockholm: Verbum, 2006). Wie und ob die Schwedische Kirche auch in Zukunft im ländlichen Raum zu finden sein wird, hängt letztendlich davon ab, wie sie sich im Feld von demographischer Veränderung und kirchlicher Spannung zwischen landesübergreifender Struktur und lokaler Wirklichkeit bewährt. Dazu braucht es theologisches Nachdenken – und konkrete kirchliche Arbeit. «

Einander bewohnbar werden:

12 Anstöße zur Aufgabe kirchlicher Seelsorge in ländlichen Räumen

Immer wieder belegen Umfragen unter deutschen Kirchenmitgliedern den hohen Wert von Seelsorge für Menschen. Obwohl dieser Begriff biblisch nicht belegt ist, ist er für viele neben Gottesdienst und Diakonie zum Kennzeichen kirchlicher Arbeit in Deutschland geworden. Unter Seelsorge verstehen viele: Kirche ist da, wenn „man“ sie braucht: an den Schnittstellen und in den Krisen des Lebens. Dann hört jemand dazu Berufenes zu, kennt Rituale, die helfen, Übergänge zu bewältigen und weiß ggf. auch weitere Hilfe. Damit Seelsorge in dieser Weise „da“ sein kann, muss sie nahe sein – Symbole wie „die Kirche im Dorf“ oder „das Pfarrhaus, in dem Licht brennt“ stehen dafür. Oft ist beschrieben worden, dass die Selbstverständlichkeit dieses Zusammenhangs verloren geht, je größer die Orte sind. Doch heute gilt bis hinein in die Dörfer: wie Menschen sich verhalten, wie sie Sozialität und Gemeinschaft definieren und leben, geschieht auch auf dem Land als Ausdruck individueller Entscheidungen. Damit ist der Auftrag kirchlichen Dienstes auch in ländlichen Räumen unter den Bedingungen einer vielfältigen und diversifizierten Gesellschaft neu zu fassen.

A) WAHRNEHMUNGEN LÄNDLICHER RÄUME UNTER SEELSORGLICHEN ASPEKTEN

1) Orte mit denselben sozio-ökonomischen Voraussetzungen können völlig unterschiedliche Perspektiven entwickeln. Wesentlich sind die Kreativität und die Bereitschaft zum Engagement vor Ort bzw. in der Region im Verbund mit „allen Menschen guten Willens“ durch die dort lebenden Einzelnen bzw. Gruppen. So erklären sich widersprüchliche Beschreibungen von Landrealitäten.

2) Zunehmend gewinnen Zugezogene und „Außenseitermilieus“ Anteile an der Bevölkerung ländlicher Räume. Zumindest im Einzugsgebiet von Mittelzentren ist mehr als die Hälfte der Jugendlichen zwischen 14 und 18 Jahren nicht dort geboren, wo sie nun im ländlichen Raum leben. Sie und ihre Familien haben es schwer, an ihre Bedürfnisse oder Erwartungen angepasste Angebote zu finden oder zu etablieren. Sie nehmen dies wahr und reagieren entweder durch inneren Rückzug (kein Engagement für das Gemeinwesen/die Gemeinde) oder durch erneuten, z.T. auch beruflich motivierten Wegzug.

3) Gerade den in traditionellen Milieus verwurzelten Teilen der Landbevölkerung fällt die Wahrnehmung dieser geänderten Realität oft schwer. Sie geht gegen das eigene Selbstverständnis, das in der Regel verbunden ist mit guten Vernetzungen innerhalb kommunaler und kirchlicher Strukturen. Gefürchtet wird der Verlust der „Deutungs-hoheit“ über das, was dem Ort nützt und für seine Existenz relevant ist. Was von außen als „Verkrustungen“ beschrieben wird, gibt denen, die dazugehören, Sicherheit und Vertrauen. Das über lange Jahre gewachsene „Wissen, was hier geht“, hilft, sich von dem, was als fremd und ängstigend empfunden oder erlebt wird, abzugrenzen.

4) Kirchliche Arbeit hat einen Balanceakt zu bewältigen: einerseits werden von ihr die traditionellen Angebote erwartet, die aber aufgrund der Bevölkerungsentwicklung weniger Zuspruch finden. Andererseits möchte (und muss) sie die erreichen, die bislang nicht oder wenig im aktiven Gemeindeleben vorkamen – dazu fehlen ihr aber oft die Netzwerke und Bezugspersonen in eben diese, selber oft wenig untereinander verbundenen Gruppen hinein. Zudem wird angesichts zurückgehender personeller und finanzieller Ressourcen seitens der Leitungsgremien verstärkt „Arbeit an den Kernaufgaben“ eingefordert. In der Praxis wird dies oft verstanden als möglichst bewahrende Fortschreibung des Bestehenden oder Reaktion auf von außen aufgezwungene Umbrüche und nicht als Ermöglichung von Freiräumen für Veränderung, Initiative und Aufbruch.

B) SEELSORGLICHER AUFTRAG

5) Seelsorge wird auch in ländlichen Räumen aus unterschiedlichsten Perspektiven angefragt. Die einen wünschen sich, dass Kirche bei denen bleibt, für die niemand mehr da ist (Seelsorge am Rest). Andere er-

warten, dass Kirche sich beteiligt an Entwicklungsprogrammen für Gemeinwesen und Region, um die Gemeinschaft als Ganzes zu stärken. Dazu gehören zunehmend auch Fragen der ökologischen Entwicklung. Wieder andere hoffen, dass Kirche Wege „hinaus ins Leben“ weist und uneigennützig Prozesse der Veränderung, des Abschiedes und Neubeginns begleitet.

6) In jedem Fall wird der Seelsorge der Kirchen zugetraut, dass sie das individuelle Anliegen verstehen und angemessen damit umgehen kann. Implizit wird von ihr erwartet, dass sie in der Lage ist, sich mit unterschiedlichen Lebensvorstellungen, gesellschaftlichen Konventionen und kulturellen Besonderheiten auseinanderzusetzen und vom Evangelium her Wege aufzuzeigen, die zur Lebensbewältigung beitragen, Sinn vermitteln und die Gemeinschaft ebenso wie die einzelnen Mitglieder fördern. Seelsorge beinhaltet also im Verständnis der Menschen neben der persönlichen Zuwendung ethisch-soziale Aufgaben und empowerment. Ihr wird zugetraut, dass sie ermutigen kann, die jeweilige Situation zu verstehen, ggf. auch mit dem eigenen Handeln zu verbinden und entsprechendes anderes Handeln zu entwickeln.

7) Mit anderen Worten: Kirche als Gemeinschaft wird geglaubt als eine, die Fremde und Fremdes miteinander in Kontakt bringt, die Zugehörigkeiten wie Familie und gesellschaftliche Gruppen in einen größeren Zusammenhang zu stellen vermag und damit Einengungen überwindet. Der reflektierte Umgang mit Fremdheit ist in der Bewertung der Gesellschaft, durch Distanzierte und unter missionarischen Gesichtspunkten zum Maßstab recht verstandenen christlichen Handelns geworden. Seelsorge soll nicht nur diakonisch, sondern auch prophetisch wirken, um notwendige Erneuerungsprozesse zu fördern. Dazu gehört auch die Vernetzung mit anderen Menschen „guten Willens“ in Kommune und

Gesellschaft, um die Perspektive des christlichen Glaubens in eine multikulturelle und multireligiöse Wirklichkeit einzubringen.

8) Theologisch ist dies als ein Ausdruck christologischen Glaubens zu beschreiben: Weil Gott Mensch wurde und unter den Menschen wohnte, können auch Menschen einander bewohnbar werden. Begegnung und Kommunikation sehr verschiedener Menschen miteinander und mit Gott in Wort und Feier kennzeichnen (idealerweise) christliche Gemeinden.¹ Weil die Gemeindeglieder selber durch Christus zu „Mitbürgern der Heiligen und Hausgenossen Gottes“ (Epheser 2,19) wurden, können sie mit Fremden und Vertrauten, Einheimischen und Ausländern, Fernen und Nahen in Frieden leben und darauf vertrauen, dass Gottes Geist aus den Ungleichen und Verschiedenen eine tragende Gemeinschaft stiftet, ohne die bleibenden Differenzen und Unterschiede leugnen zu müssen. Aus dieser Grundhaltung heraus kann Seelsorge Bewusstsein und Akzeptanz dafür schaffen, wie der Kern des Evangeliums sich in der jeweiligen konkreten Situation repräsentiert. Dies bedeutet die Herausforderung, zugleich milieu- und kultursensibel zu agieren und milieuübergreifende Angebote bewusst zu fördern.

9) Verstehen, Dabeibleiben und Teilen der je eigenen Erfahrungen wird dann zur Voraussetzung für die Entwicklung gemeindlicher Arbeitskonzepte. Das bedeutet immer wieder auch, schmerzlich die Grenzen des Verstehens und Teilens wahrzunehmen, auszuhalten und an diesen Grenzen dennoch das gemeinsam Mögliche zu erkunden und zu erproben.² Dazu gehört die Erfahrung der Unverfügbarkeit Gottes auch in kirchlichen Kontexten. „Da sich Gott für den Menschen als stabiles Gegenüber und als fließender Prozess erweist, sind Seelsorgeräume in der Relationalität von fließenden und stabilen Räumen zu konstituieren.“³ Diese Räume haben den Charakter

von Oasen, die Menschen aufsuchen, um einen Alltag, in dem sie Gottes Wirklichkeit nicht ständig wahrnehmen, von Gottes Gegenwart durchleuchten zu lassen, sich der Quellen zu vergewissern und den Lebensdurst zu stillen. In diesen Räumen sind Menschen immer zugleich Angewiesene und sich Verschenkende. D.h. Menschen können gleichzeitig Teil dieser Oase sein, für andere zum Evangelium werden und danach hungern, Lebensmittel für ihren Glauben an diesem oder einem andern Ort zu erhalten. In dieser Spannung geschieht Seelsorge und entwickelt sich kirchliche Arbeit – auch jenseits der Frage nach der Mitgliedschaft.

10) An dieser Verortung können sich Menschen aus den Gemeinden wesentlich beteiligen, wenn sie gemeinsam mit anderen ihre eigenen Lebenserfahrungen ernst nehmen und bezüglich ihrer vielleicht auch stolpernden und holprigen Glaubensantworten darauf mit anderen ins Gespräch und ggf. ins Handeln kommen. Eine Kultur des Interesses an Anderen, an Fremden gehört dazu.

C) ERWARTUNGEN AN SEELSORGENDE

11) Weil Botschaften sich über Gesichter und Namen weiter verbreiten, sind auch für die Weitervermittlung des Evangeliums in ländlichen Räumen kompetente, kommunikative und von ihrer Arbeit überzeugte Mitarbeitende (ob beruflich oder ehrenamtlich tätig), die bewusst den Kontakt aus der Kirchengemeinde hinaus suchen bzw. ihre Erfahrungen „von außen“ in diese hineintragen, der Schlüssel zu einer auf die Zukunft ausgerichteten kirchengemeindlichen Arbeit. Was sie brauchen sind Vertrauen, genügend sichere Rahmenbedingungen und Möglichkeiten zum regelmäßigen Austausch und Aufbau mit anderen Engagierten.

12) Was sie ebenfalls brauchen ist der Mut, unbequeme Vorschläge zu machen und daran festzuhalten, wenn sie beschlossen worden sind. Kommunikationsprozesse erweisen sich in der gemeindlichen Praxis in der Regel dann als schwierig, wenn unterschiedliche Interessen nicht offen kommuniziert werden und nach Entscheidungen Menschen überfordert sind, die emotionalen Konsequenzen zu verstehen und ggf. mitzutragen. So wird z.B. die Aufgabe einer Kirche, die Nicht-Mehr Mitarbeit eines Pfarrers in der Frauenhilfe oder einer Jugendreferentin im Kindergottesdienst trotz aller Kommunikation von den Betroffenen oder Angehörigen in der Regel zunächst als Verlust erlebt mit den entsprechenden Folgen (Enttäuschung, Kränkung, Zorn, Rückzug, offener oder stiller Boykott usw.) . Hier gilt es standhaft zu bleiben und gleichzeitig den Kontakt nicht abzubrechen.

Um dieses durchzuhalten, ist es Leitungsaufgabe, Räume für Seelsorge im Sinne von Gesprächen im geschützten Rahmen mit dazu befähigten Gesprächspartnern auch für die Aktiven in der Gemeindegemeinschaft zu schaffen.⁴ Pastorales Handeln ist gefordert, Menschen zu befähigen für diesen Dienst, ihre Erfahrungen damit zu hören, zu moderieren und zu bündeln und dann gemeinsam mit ihnen theologisch fundierte Reflexion und Perspektivarbeit zu leisten. In welcher Weise sich Gemeinde dann (neu) findet bleibt nicht zuletzt dem Wirken des Heiligen Geistes überlassen: je nach Ort, Situation und Menschen als Ortsgemeinde(n), in Mittelpunktkirchen, z.B. Klöstern oder Gemeinschaftskirchen oder an den sogenannten dritten Orten (Akademien, diakonische Einrichtungen). <<

» ANMERKUNGEN:

- 1) Vgl. M . Frettlöh, „Die Unterscheidung von drei Personen in Gott zeigt, dass Gott bereits in sich selbst ein Gegenüber kennt und die Erfahrung von Andersheit, vielleicht sogar von Fremdheit macht, und eben darum verlässlich ist im Einlassen auf externe Beziehungen.“ Vortrag anlässlich des 9. Norddeutschen Forums Feministische Theologie „Die göttliche Dreifaltigkeit. Beziehungsreich von Gott reden“ am 24. Februar 2007 im Dorothee-Sölle-Haus, Hamburg, S. 4. Angesehen 31.1.2013: http://www.frauenwerk.nordkirche.de/docs/frettlh_gott_als_raum_der_welt_vortrag_hh_2007.pdf
- 2) B. Hoyer nimmt diese Verletzbarkeit zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen für „ Seelsorge auf dem Land. Räume verletzbarer Theologie. Stuttgart 2011“. Sie wählt den „Riss“ als Metapher individueller Erfahrungen und beschreibt, ausgehend von ästhetischen Kategorien, die Aufgabe, Kirche von den Individuen, der Individualität des Ortes und der Situation her aufzubauen (vgl. S. 370) – als Möglichkeitsraum für Gottes Gegenwart.
- 3) F. Schregle, Pastoral in ländlichen Räumen. Wegmarkierungen für eine landschaftliche Seelsorge. Würzburg 2009, S. 287. Als ein mögliches Raumbild nennt er das Asyl als Herberge: „Landschaftliche Seelsorge braucht Menschen, die bereit und fähig sind, anderen eine „Herberge“ zu sein und ihnen „Asyl“ zu gewähren. ... Landschaftliche Seelsorge hat im Kontext einer zunehmenden Bedeutung von Zuwanderung, Abwanderung und Migration auf dem Land die Aufgabe, Herbergen zu schaffen, zu fördern, zu unterstützen, in denen Fremde und Einheimische einander bewohnbar werden.“ (S.292 f.) Problematisch an diesem Bild ist aber, dass das „Gewähren“ u.U. Machtansprüche der Gebenden impliziert, die gleichwertige Verschiedenheit am selben Ort nicht zulässt.
- 4) C. Schneider-Harpprecht hat schon 1999 gefordert, Fremdheit zum Ausgangspunkt kulturell sensibler Seelsorge zu machen und ein „Ausbildungskonzept ökologischer Theorie kulturell sensibler Seelsorge und Beratung“ vorgestellt. (Fremdheit und Annäherung. Interkulturalität in der Seelsorgeausbildung, WzM 51, 1999, 370-380)

MARTIN ALEX, HANNA GACK, JULIANE RUPP UND THOMAS SCHLEGEL

„Wer springt in die Bresche?“ –

Kirchliches Ehrenamt in ländlichen Räumen

Wie sieht es konkret vor Ort in den Kirchengemeinden mit dem bürgerschaftlichen Engagement aus – besonders in ländlichen Regionen, die mit Schrumpfung zu kämpfen haben?

15 Studierende an der Ernst-Moritz-Arndt Universität in Greifswald haben unter der Überschrift „Wer springt in die Bresche? – Ehrenamt und Kirche in prekären Situationen“ Gemeindeglieder einer ländlichen Kirchengemeinde mit fünf Predigtstätten, ca. 20 km vor Greifswald, befragt. Ziel war es, herauszufinden, welche Faktoren ehrenamtliches Engagement fördern und/oder behindern. Dazu wurden zwei Untersuchungsmethoden genutzt: ein strukturierter Fragebogen sowie die Reflexion teilnehmender Beobachtungen der Studierenden vor Ort. Der Fragebogen wurde von den Studierenden während des Interviews ausgefüllt. Befragt wurden insgesamt 22 Personen an unterschiedlichen Terminen, meist in den Privathäusern nach dem gemeinsamen Besuch des Gottesdienstes. Damit wurden erste Einsichten zur komplexen Fragestellung ermöglicht. Zur Diskussion und zum Vergleich beschäftigten sich die Studierenden mit drei wichtigen Publikationen zum Thema: dem Freiwilligenurvey¹, seiner Sonderauswertung für die evangelische Kirche² und der Galenbeck-Studie³.

EINIGE STATISTISCHE ECKDATEN

Der Gemeindeverband, in dessen Kirchengemeinden die Befragungen durchgeführt wurden, erstreckt sich über eine Fläche von 150 km², in der ca. 4.000 Menschen leben. Er vereint sieben ehemalige Kommunen. Gemäß der Einwohnerdichte von 27 EW/km² (Deutschland 229 EW/km²) handelt es sich um eine dünn besiedelte Region, allerdings mit guter Autobahnanbindung.

Die Befragten waren zu 72% weiblich, während in der politischen Gemeinde nur 48,2% der Einwohner weiblich sind. Das

Durchschnittsalter der Interviewten beträgt 64 Jahre, damit liegt es 19 Jahre über dem Wert der Kommune. 40% der Befragten besitzen die Hochschulreife und 36% ein abgeschlossenes Studium. Gut ein Drittel der Befragten hat einen Hauptschulabschluss (36%). Der Beruf des/der Landwirts/-in ist am häufigsten vertreten (27%), es folgen Berufe im Sozial- und Bildungswesen. 41% der Befragten leben in einem Ein-Personen-Haushalt, was in der Kommune nur auf 33,8% der Bevölkerung zutrifft.⁴

WAHRNEHMUNGEN DER STUDIERENDEN

Rahmenbedingungen der Umfrage – Überraschungen und Auffälligkeiten: Es herrschte eine offene und freundliche Atmosphäre. Die Umfrage wurde von den Befragten als Wertschätzung und Würdigung empfunden. Die Leitung der Gottesdienste an den fünf Predigtstätten übernehmen sowohl die Pfarrperson als auch Prädikanten. Die Menschen sind dankbar darüber, dass vor Ort noch in verlässlichen Abständen Gottesdienst stattfindet. Sie gaben in den Gesprächen an, sich sehr stark mit der sonntag-morgendlichen Feier und mit dem Kirchengebäude zu identifizieren. Jedoch beurteilten einige Studierende den Gottesdienstbesuch (10–15 TN) und die bauliche Substanz der Gebäude als verhältnismäßig schlecht. Die Sitzmöglichkeiten wurden als unbequem empfunden.

Beobachtetes Gemeindebild und Sicht von Kirche: Den Befragenden vermittelte sich durch Gottesdienstbesuch und Umfrage folgendes Gemeinde- und Kirchenbild: Kirche wird beschrieben als Heimat, Wegbegleiterin, Gemeinschaft und Ort der Tradition. Gemeindliches Leben äußert sich primär in Form von Gottesdiensten, an denen eher passiv und konsumierend, aber regelmäßig in großer Verbundenheit, teilgenommen wird. Aufgefallen ist den Studierenden zudem die dankbare Sicht der Befragten gegenüber der Pfarrperson. Ihr Engagement für die Gemeinde wurde vielfach positiv hervorgehoben. Der Pfarrperson kommt im Gemeindeleben eine zentrale Rolle zu, sie repräsentiert Kirche und Gemeinde.

Ehrenamt: Den Studierenden zeigte sich eine Gemeinde, in denen sich einzelne Personen in hohem Maße engagieren. Es vermittelte sich der Eindruck, als sei das Engagement der Befragten noch deutlich größer als es die Befragten selbst einschätzen. Zur Gewinnung von Ehrenamtlichen häuften sich einige Eindrücke: Mehrfach wurde beobachtet, dass Menschen für die Mitarbeit in der Gemeinde dezidiert angesprochen werden wollen. Das heißt, dass sie in der

Regel nicht von selbst aktiv werden, sondern dass Mitarbeit durch einen Impuls von außen angeregt wird. Damit legte sich den Studierenden die Vermutung nahe, dass die Gemeinde vom hauptamtlichen Personal besonders stark geprägt und abhängig ist. Eigene Mitarbeit ist motiviert aus Dankbarkeit für den großen Einsatz der Pfarrperson und anderer, deren Aktivität man erlebt.

Das hohe Alter der Befragten spielt auch beim Engagement eine bedeutende Rolle. Die älteren Gemeindeglieder schätzten sich selbst als zu alt für ehrenamtliches Engagement ein. Sie wollen das Engagement eher den jüngeren Generationen überlassen: „Mitarbeit ist etwas für die Jüngeren, wir können da jetzt nicht mehr so und das ist jetzt auch gar nicht mehr unsere Aufgabe.“, so eine Befragte.

Deutlich wurde den Studierenden, dass gemeindliche Mitarbeit an sich schon Zugang zur Gemeinschaft und zum Glauben ermöglicht. Eigenes Engagement in der Gemeinde schafft oder erhöht offensichtlich die Bindung an die Kirchengemeinde und die Auseinandersetzung mit christlichem Glauben. Die Studierenden bekamen den Eindruck, dass die Möglichkeit zum eigenen Engagement bereits eine Form von Diakonie ist: Mitarbeit vermittelt das Gefühl von Gebrauchtwerten.

ERGEBNISSE AUS DEN FRAGEBÖGEN

ÄUSSERE FAKTOREN:

Im Folgenden sollen die wichtigsten Ergebnisse und Schlüsse aus den Fragebögen unter dem Fokus, was für kirchliches Ehrenamt förderlich ist und was es eher behindert, dargestellt werden. Zunächst gehen wir auf „äußere“ Faktoren ein, auf Einflussgrößen, die mit allgemeinen Lebensumständen zu tun haben: Bildung, eigenes Erleben, Mobilität, Lebensalter.

Bildung: Von den durch uns befragten 22 Gemeindegliedern mit Hauptschulabschluss ist die Mehrzahl nicht freiwillig engagiert (60%); dagegen sind 83% der Perso-

nen mit Abitur ehrenamtlich tätig. Damit bestätigt sich der Trend, der u. a. auch im Freiwilligensurvey zu erkennen ist: Engagierter sind die höher Gebildeten und diejenigen mit einem gehobenen Berufsprofil.⁵

Erleben von Ehrenamt im Haushalt:

Der zweite Förderer von Ehrenamt war für die „Galenbeck-Studie“ der markanteste: Wer Ehrenamt im Haushalt erlebt, neigt dazu, auch selbst aktiv zu werden.⁶ Offenbar stimuliert das Beispiel anderer Familienglieder oder/und es erzeugt das Gefühl der Normalität von Partizipation. Unsere Ergebnisse zeigen dieselbe Tendenz: Von denen, die im Haushalt andere freiwillig Engagierte erleben, sind 84% auch selbst aktiv; von denen, die im Haushalt kein Engagement mitbekommen, sind auch nur 40% selbst ehrenamtlich aktiv.

Mobilität: Die Abhängigkeit des Engagements von der eigenen Mobilität wurde gerade in ländlichen Räumen erwartet. Wir haben deshalb danach gefragt, ob in den Haushalten ein oder mehrere PKW zur Verfügung stehen. Die Korrelation mit dem Engagement bestätigte sich: Diejenigen, die kein Auto zur Verfügung haben, engagieren sich nicht – und diejenigen, die aktiv sind, besitzen mindestens ein Auto, zu 50 % auch zwei Autos, sind also die Mobileren. Immerhin waren unter den Befragten drei Personen, die eine Stunde und länger zu einem weiteren Engagement fahren würden. Ihnen standen im Haushalt mehrere Autos zur Verfügung.

Aktivität: Überrascht hat die Studierenden, dass es tendenziell die Aktiven sind, die sich in der Kirchengemeinde engagieren. Diejenigen, die über viel Zeit verfügen, bringen sich seltener ein als die, die einem Beruf nachgehen, Kinder haben und auch anderswo aktiv sind: 50% der von uns befragten Ehrenamtlichen engagieren sich noch zusätzlich außerhalb der Kirchengemeinde. Diese Beobachtung deckt sich mit Erkenntnissen diverser Studien.⁷

Alter: Neben den einzelnen äußeren Indikatoren, die wir hier aufgelistet haben,

scheint eine Kategorie ausschlaggebender zu sein als die anderen: das Alter. In der Klassifizierung unserer Ergebnisse in unter 65-Jährige und solcher, die 65 und darüber sind, stellt es sich so dar, als hätten wir damit zwei prägende Großgruppen aufgespürt: Die unter 65-Jährigen (10 Personen) sind alle ehrenamtlich tätig, haben zu 80% Abitur gemacht und zu 70% ein Studium abgeschlossen. Nur einer von ihnen arbeitet in der Landwirtschaft. Bis auf eine einzige Person sind alle aus anderen Teilen Deutschlands zugezogen und 60% geben sogar an, ein weiteres Engagement auszuüben. Sie alle legen dafür (und für die Arbeit) zum Teil große Entfernungen zurück, drei von ihnen wären sogar bereit, für ein Ehrenamt mehr als eine Stunde zu fahren. Ihnen allen steht ein PKW zur Verfügung, fünf von ihnen sogar mehrere. Sie setzen durchschnittlich sechs Stunden pro Woche für die Kirchengemeinde ein. Ihr Engagement währt durchschnittlich bereits elf Jahre. Ein festes Ende ihrer Tätigkeit haben sie mehrheitlich nicht im Blick.⁸

Dem gegenüber soll ein kurzes Profil der anderen Gruppe, die 12 Personen der über 65-Jährigen, gezeichnet werden: Unter ihnen stellt die Realschule (3x) und das Abitur (1x) schon den höchsten Schulabschluss dar, 92% haben eine Ausbildung genossen. Größtenteils sind auch sie zugezogen (11 Personen), allerdings mehrheitlich aus der Region oder als Kriegsflüchtlinge. Sie leben im Schnitt schon 44 Jahre vor Ort, ziehen also selten um. Ein Drittel der Gruppe hat kein Auto im Haushalt zur Verfügung und nur in einer Familie gibt es mehrere. Vier von ihnen sind in der Kirchengemeinde ehrenamtlich engagiert (33%), durchschnittlich 2,5 Stunden in der Woche und im Mittel seit 32 Jahren!

Auswertung: Am Beispiel einer ländlichen Gemeinde in Vorpommern bestätigen sich in unserer Pilotstudie die Erkenntnisse der säkularen Ehrenamtsforschung für den evangelisch-landeskirchlichen Kontext: Höhere Bildung, Mobilität, das eigene Erleben, ein überdurchschnittliches Maß an Aktivität und ein jüngerer Lebensalter fördern offen-

ULF HÄBEL

HEIMAT IST, WO DEINE SEELE WURZELN SCHLÄGT

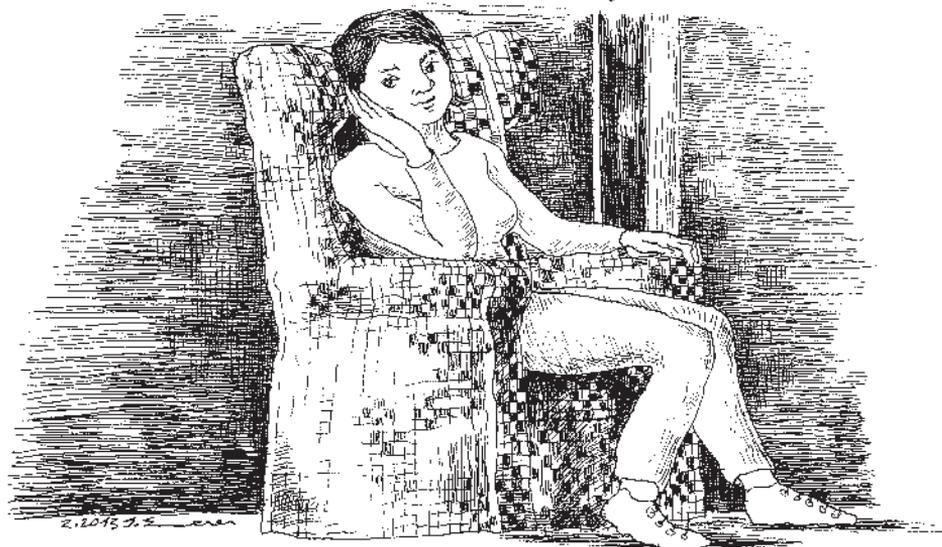
Es ist Sonntag in meinem Dorf im Vogelsberg. Eine Familie – das sind Mutter, Vater, drei Kinder und die Oma – sitzt am Frühstückstisch. Es ist das einzige Mal, dass sie alle zusammen am Tisch sitzen. Der Vater ist Wochenpendler und deshalb nur am Wochenende daheim. Während des gemeinsamen Frühstücks steht er plötzlich auf, öffnet das Fenster und sagt: „Jetzt seid mal einen Augenblick still.“ Und alle hören auf das Glockengeläut, das von der naheliegenden Kirche herüberklingt. „Jetzt gehen die Leut‘ in die Kirche“, sagt der Vater, „und unser Pfarrer erzählt was von Gott und der Welt.“

Als dieser Mann mir das erzählt hat – ich war 20 Jahre Pfarrer in diesem Dorf und lebe auch jetzt im Ruhestand hier – habe ich nicht gesagt: „Du solltest mit deiner Familie sonntags zum Gottesdienst gehen.“ Ich habe verstanden: Einmal in der Woche ist die Familie zusammen, sonntags beim Frühstück. Das ist schön. Sie hören dabei das Glockengeläut von der Dorfkirche. Das ist gut. Und sie wissen: Noch ist die Kirche im Dorf, die Glocken läuten und der Gottesdienst findet statt (auch wenn man selbst nicht dabei ist). Das heißt doch: Das Leben hat trotz allem seinen Sinn. Es lebt sich gut – mit der Familie im Dorf. Hier sind wir daheim. Heimat ist, wo die Seele Wurzeln schlägt.

Freilich weiß mein Gesprächspartner auch, dass die Zahl der Gottesdienstbesucher oft klein ist. Für seine Familie wäre da an diesem Sonntag genug Platz. „Da gehen doch nur ein paar alte Leute hin“, sagt er mir, „doch was ist, wenn die mal gestorben sind?“ „Dann sind andere alt“, mischt sich die Oma ein, „und dann gehen die in die Kirche.“ ?!

Für viele Menschen – besonders in den Dörfern – ist die Kirche mehr als ein Gebäude unter vielen oder nur eine Versammlungsstätte für Gottesdienstbesucher, die sich sonntags vereinzelt und bei Hochzeiten oder Beerdigungen gehäuft einfinden. Die Kirche ist ein Sinnbild für die Gemeinschaft im Dorf, ein kulturträchtiges Symbol. Bei uns steht die Kirche mitten im Dorf; sie ist sozusagen das Herz des Dorfes. Freilich muss in der Kirche der Gottesdienst stattfinden – wenigstens manchmal und am Heiligen Abend. Wäre die Kirche nur so ein Museum – da ist noch der Altar und die Kanzel und die Erinnerung an ein paar Christen, die sich hier früher trafen –, wäre die Kirche nur ein schöner Versammlungsort für Silberhochzeit, Trauerkaffee oder Konzerte, dann wäre sie inhalts-leer und ohne kulturelle Bedeutung. So aber steht die Kirche im Dorf (mit ihren Gottesdiensten und manchmal spärlichen Besucherzahlen) für eine Kultur der versöhnten Gemeinschaft, für die Sinnfindung im eigenen Leben, für Beheimatung der Menschen im Ort. Heimat ist, wo deine Seele Wurzeln schlägt – warum nicht in der Kirche?! <<

Kirchen, Bibliotheken,
Pflanzensamen...
Gäbe es diese ausharrenden, Modem
Überdauernden, Kräfte nicht...



Wie sollten wir Eiligen noch auf
Orte der Ruhe und des Einkehrens hoffen?
.... Auch wenn wir jetzt noch
nicht kommen können.



nerali offenbarte gar eine 45%ige Engagementquote bei den 65-85jährigen. Überraschend und ermutigend ist besonders der Quereinstieg in das bürgerschaftliche Engagement: 23% sagen, vor dem Ruhestand nicht oder kaum derart aktiv ge-

bar das eigene Engagement in der Kirchengemeinde. Damit haben wir im kirchlichen Raum dieselben Faktoren identifiziert wie die Galenbeckstudie im kommunalen Bereich: Die „Ausübung einer Erwerbstätigkeit, geringes Lebensalter, höherer Bildungsstand und ob eine weitere aktive Personen im Haushalt lebt“⁹ haben demnach einen positiven Einfluss auf das eigene Engagement.

An einem Punkt allerdings scheinen sich diese Faktoren zu verdichten: dem Lebensalter. Wer die 65 überschritten hat, ist nicht nur – sicher aus historischen Gründen – geringer gebildet, sondern auch immobiler und reduziert die freiwillige und berufliche Aktivität drastisch.¹⁰ Wenn sich dieser Trend in weiteren Studien bestätigen sollte, mag das für manche Kirchengemeinden entmutigend klingen: Gerade die Gruppe, die sich aktiv in die Gemeindegarbeit einbringt, droht manchen Regionen durch Abwanderung und Überalterung verloren zu gehen. Allerdings weist unsere Untersuchung auch darauf hin: Es gibt gleichzeitig Zuzug, er ist „keine unrealistische Idee“¹¹. Periphere Räume können auf Zuwanderung hoffen und auf das Potential, das Fremde mitbringen. Darüber hinaus könnte das Einsickern einer moderneren Ehrenamtskultur in die ländlichen Kirchengemeinden eine gute Botschaft sein. Möglicherweise verpflichten sich dann Mitarbeiter nicht mehr lebenslang¹², aber dafür später (erstmalig): Deutschlandweit lässt sich das gestiegene Engagement der älteren Generation beobachten. Die neueste Studie von Ge-

wesen zu sein.¹³ Die kirchliche Sonderauswertung des Freiwilligensurveys ergab, dass bei den „jungen Alten“ die größte Dynamik zu verzeichnen ist. Im Gegensatz zu 1999 fühlen sich Ältere heute „nach dem Ausscheiden aus dem Erwerbsleben noch fit und engagieren sich verstärkt“¹⁴.

INNERE GRÜNDE FÜR DIE MITARBEIT

Wenn wir nun auf die „inneren“ Gründe für das kirchliche Engagement zu sprechen kommen, so begleitete uns von Beginn an die Vermutung, dass stärkere Verbundenheit zu stärkerer Identifikation und verstärkter Mitarbeit führen sollte. Diese Hypothese hat die jüngste Sonderauswertung des Freiwilligensurvey deutschlandweit bestätigt und sogar zugespitzt: Die Verbundenheit derer, die sich im Raum der Kirche engagieren, ist hoch und in der letzten Dekade noch gestiegen. Gaben 1999 65% an, eine starke persönliche Bindung an die Kirche zu besitzen, so waren es 2009 71%. Dieses starke Verbundenheits- und Zugehörigkeitsgefühl offenbarte auch unsere Umfrage. 83% der Engagierten fühlen sich der Gemeinde „ganz und gar zugehörig“ (Top-Wert auf 5er-Skala); bei den von uns befragten nicht-Engagierten beläuft sich dieser Wert auf 44%. Verbundenheit und Zugehörigkeit ist ein Förderer von ehrenamtlichem Engagement in der Kirchengemeinde, bzw. bewirkt dieses jenes.

Allerdings sind wir in diesem Zusammenhang auf ein Phänomen gestoßen, was

in der gängigen Ehrenamtsliteratur keine Erwähnung findet: Die Hochverbundenen, die sich um ihre Kirchengemeinde mit zum Teil großem persönlichem Einsatz bemühen, äußern sich am kritischsten über sie. Diese Tendenz zeigte sich nun gleich an einer Fülle von Daten: Die, die ihre Gemeinde nicht als einladend empfinden, sind mehrheitlich ehrenamtlich in ihr tätig. 69% der Engagierten beschreiben ihre Gemeinde nicht als vielfältig und ebenso viele nicht als lebendig. So charakterisierten aber nur ca. 50% aller Befragten ihre Kirchengemeinde. Die Nicht-Engagierten äußern sich also optimistischer in Sachen Vielfalt und Lebendigkeit. Sechs Ehrenamtliche, die wöchentlich mehr als drei Stunden Zeit für ihre ehrenamtlichen Tätigkeiten investieren, sind mit ihrer Kirchengemeinde nur mäßig zufrieden. Fünf Ehrenamtliche, die weniger Zeit investieren, sind dagegen sehr zufrieden. Auch hier zeigt sich, dass die kritische Sicht mit dem Maß an Partizipation steigt. Die Nicht-Engagierten sind am zufriedensten, obwohl sie nicht so stark mit ihrer Gemeinde verbunden sind. Sie nehmen auch weniger Angebote in ihrer Kirchengemeinde wahr, erscheinen also lediglich bei Gottesdienst oder Seniorenkreis. Die Engagierten partizipieren stärker an der Breite kirchengemeindlichen Lebens.

Interessant ist auch die Frage, als wie einladend die Befragten ihre Kirchengemeinde erleben. Von den sechs Personen, die ihre Gemeinde nicht als einladend beschreiben, setzen sich fünf besonders für ihre Belange ein. Da gerade der einladende Charakter einer Kirchengemeinde etwas ist, was sich von den Beteiligten ändern ließe, knüpfen an diese Beobachtung nun mehrere Fragen an: Wie kann es sein, dass gerade diejenigen ihre Kirchengemeinde so kritisch sehen, die besonders für deren Kurs verantwortlich sind – sei es durch Wahl und/oder intensive Mitarbeit (unter den Befragten waren auch sechs Kirchenälteste)? An wen richtet sich die Kritik? Werden damit mehr Entscheidungskompetenzen

angemahnt – handelt es sich also um Unzufriedenheit mit den internen Strukturen und Handlungsspielräumen? Oder ist es eine Reaktion auf die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen – unter dem Motto: Kirche kann hier gar nicht mehr einladend sein (zu wenig Geld, zu wenig Räume)? Unter Umständen handelt es sich um eine (unreflektierte) Selbstkritik¹⁵, die dann freilich zu Frust führen müsste und die Frage aufwirft, inwiefern sich die Engagierten wirklich als „Kirche“ verstehen. Wie stark ist die Identifikation wirklich?

Eine prominente Adresse für die Kritik kann allerdings ausgeschlossen werden: Die Pfarrperson. Hier kehrt sich das skizzierte Bild um: Die Aktiven sind zufriedener mit ihr als die Nicht-Aktiven, obwohl ihre Einschätzung als überlastet mehrheitlich von den Engagierten kommt. Die Zufriedenheit mit der/dem Hauptamtlichen ist auffallend hoch. Von den fünf Antwortmöglichkeiten wurde nur von den zwei höchsten Gebrauch gemacht. Es bestätigt sich also die subjektive Beobachtung eines traditionellen Gemeindebildes, bei dem die Pfarrperson mit ihrem hohen Engagement im Zentrum steht. Stimmt es, was einige Studierende vermuteten: Die Gemeinde ist dankbar für den Einsatz der Pfarrperson und reagiert darauf mit eigenem Engagement? Dankbarkeit und Pflichtgefühl – offen bleibt, wofür und wem beides gilt – wird sieben bzw. fünf Mal als Grund für das eigene Engagement genannt. Ist es die Pfarrperson, für die man letztlich in der Gemeinde mitmacht? Offen bleibt auch, was Ursache und Wirkung ist: Erleben manche Gemeindeglieder die Person des Pastors/Pastorin als überlastet und arbeiten deshalb mit oder bekommen sie aufgrund ihrer Mitarbeit einen genaueren Einblick in Aufgaben und Herausforderungen der Hauptamtlichen? Schließlich: Ist die insgesamt kritische Sicht auf die Kirchengemeinde Motor für das eigene Engagement oder entspringt diese Haltung aus der größeren Nähe, die die Beteiligung mit sich bringt?

Die Fragen bleiben offen. Sie berühren Themen, die über das Engagement selbst hinausgehen und ekklesiologischen Charakter haben: Wer ist eigentlich Kirche vor Ort in den Dörfern? Wer repräsentiert sie: Die Hauptamtlichen, die Ehrenamtlichen, die Gemeindeglieder, das Gebäude oder die Tradition?¹⁶ In diesen grundlegenden Fragen wird offenbar, dass die Beschäftigung mit dem Ehrenamt zu grundlegenden kirchentheoretischen Überlegungen anregt und das Ehrenamt somit ein Schlüsselthema für Kirche in peripheren ländlichen Räumen darstellt. <<

» ANMERKUNGEN:

- 1) Gensicke, Thomas / Geiss, Sabine: Hauptbericht des Freiwilligensurveys 2009. Zivilgesellschaft, soziales Kapital und freiwilliges Engagement in Deutschland 1999-2004-2009, Ergebnisse der repräsentativen Trenderhebung zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement, München 2010.
- 2) Seidelmann, Stephan: Evangelische engagiert – Tendenz steigend. Sonderauswertung des dritten Freiwilligensurveys für die evangelische Kirche, Sozialwissenschaftliches Institut der EKD, Hannover 2012.
- 3) Baade, Kristina / Berger, Peter A. / Neu, Claudia u.a.: Daseinsvorsorge im peripheren ländlichen Raum. Am Beispiel der Gemeinde Galenbeck. Rostock 2007.
- 4) Die Angaben sind entweder der Homepage der Kommune entnommen, wurden im Amt erfragt bzw. stammen aus INKAR 2011.
- 5) vgl. Gensicke: Freiwilligensurvey 2009, 5.
- 6) Baade: Daseinsvorsorge, 61: „Den höchsten Erklärungswert für ein gemeinschaftliches oder freiwilliges Engagement weist der Umstand auf, dass (mindestens) eine weitere Person im Haushalt aktiv ist.“
- 7) Seidelmann weist darauf hin, dass „Gemeinwohlorientierte“, also Personen, die sich engagieren, weil ihnen vorrangig das Wohl anderer auf dem Herzen liegt (immerhin 46% der engagierten Evangelischen in der Kirche) meist an mehr als einer Stelle aktiv sind (vgl. Seidelmann: Evangelische, 23).
- 8) Dieser Punkt verkörpert eher ein traditionelles Verständnis von Ehrenamt.
- 9) Baade: Daseinsvorsorge, 6.
- 10) Die Galenbeck-Studie führt die Faktoren eher auf Bildung und Arbeit zurück, weil sie die soziale und berufliche Integration gewährleisten. Die Forderung liegt dann auf „Arbeitsplätzen“ und einer „qualitativ hohen Schul- und Berufsausbildung“ (vgl. Baade: Daseinsvorsorge, 62).
- 11) Wolf Schmidt weist darauf hin, dass Mecklenburg-Vorpommern zwar 850.000 Abwanderungen, aber auch 670.000 Zuwanderungen seit 1989 zu verzeichnen hatte (vgl. Die Kunst des Bleibens. Wie Mecklenburg-Vorpommern mit Kultur gewinnt, [Gedanken zur Zukunft, 24], hg.v. Herbert-Quandt-Stiftung, Bad Homburg 2012, 11).
- 12) Für das sog. „neue Ehrenamt“ ist eine Projektorientierung typisch. Anders in den Dörfern, in denen wir unterwegs waren: 75% der Engagierten haben kein festes Ende im Blick – „solange die Kraft es erlaubt“ wollen sie weitermachen.
- 13) Generali Zukunftsfonds, Institut für Demoskopie Allensbach (Hgg.): Generali Altersstudie 2013. Wie ältere Menschen leben, denken und sich engagieren, Frankfurt a.M. 2012, 343f.354.
- 14) Der Freiwilligensurvey 1999 zeigte den Trend eines abfallenden Engagements mit zunehmendem Alter. Das hat sich mit den FWS 2004 und 2009 geändert. Die Befragten im Renteneintrittsalter engagieren sich nun verstärkt. Dies gilt vor allem für den kirchlichen Bereich. Als Grund für die gesteigerte Aktivität der „jungen Alten“ nennt Seidelmann, dass sie so beweisen könnten, noch lange nicht zum „alten Eisen“ zu gehören (vgl. Seidelmann: Evangelische, 21f.).
- 15) Das ist die Vermutung in der jüngsten Gemeindestudie des Sozialwissenschaftlichen Instituts, wenn sie herausfinden: Die Kirchenvorstände „stellen ... nur einen tendenziellen oder ... keinen Bezug zwischen ihrer eigenen Arbeit und der künftigen Entwicklung der Gemeinde dar.“ Ahrens, Petra-Angela, Wegner, Gerhard: Wie geht's der Kirchengemeinde? Die Kirchengemeinde-Umfrage des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD, Hannover 2012, 43.
- 16) Interessanterweise endet auch Seidelmanns Sonderauswertung in jenem grundsätzlichen Sinn: Seines Erachtens sind „die Rollenprofile“ von Haupt- und Ehrenamtlichen künftig stärker zu konturieren, da in ihrem Verhältnis zunehmend Unklarheiten auftreten (vgl. Seidelmann: Evangelische, 33).

VORSTELLUNG DES KOOPERATIONSPARTNERS DIESES HEFTES:



Forschung und Lehre zu missionarischer Gemeindeentwicklung und Evangelisation bilden die Schwerpunkte unserer Arbeit am IEEG. Dabei leitet uns ein ganzheitlicher Ansatz von Mission, der diakonische und evangelistische Schwerpunkte integriert. Wir forschen und lehren in ökumenischem Horizont und internationaler Vernetzung. Impulse von der Leipziger „Missionssynode“ 1999 aufnehmend wurde das IEEG 2004 als das einzige universitäre Institut dieser Art in Deutschland gegründet.

Unter der Leitung von Prof. Dr. Michael Herbst arbeiten am IEEG zur Zeit zehn Personen, die fast ausschließ-

lich durch Drittmittel finanziert werden.

Konkret widmet sich das IEEG auch dem Forschungsschwerpunkt „Kirche in ländlichen Räumen“. Seit 2009 analysieren und identifizieren wir die Herausforderungen für kirchliches Handeln, insbesondere in peripheren ländlichen Räumen. In enger Kooperation mit dem EKD-Zentrum für Mission in der Region erarbeiten wir neue inhaltliche und strukturelle Lösungsansätze für Gemeindeentwicklung in Dörfern und entlegenen Gebieten.

In dem 2012 erschienenen Buch: „Thomas Schlegel/Martin Alex (Hg.), Leuchterfeuer oder Lichternetz. Missionarische Impulse für ländliche Räume, Neukirchen, 2012“ äußern sich zentrale, internationale und ökumenische Stimmen dazu, wie Kirche auch künftig in der Fläche präsent sein kann.

Weitere Informationen unter:

www.ieeg-greifswald.de.

Für das Team des IEEG Martin Alex und Thomas Schlegel



Evangelische Kirche qualifiziert Menschen für bürgerschaftliches Engagement auf dem Land

BiBER im Vogelsberg

DIE AUSGANGSLAGE

Der Vogelsberg gehört zu den Regionen, die in Westdeutschland sehr stark vom demografischen Wandel betroffen sind. Der Vogelsbergkreis hat mit 77 Einwohnern pro Quadratkilometer eine dünne, disperse Siedlungsstruktur. Von derzeit 111.775 Einwohnern wird bis 2025 laut Prognose die Bevölkerungszahl um 11.000 Personen schrumpfen. Der Bevölkerungsrückgang und die Überalterung werden durch die Bildungs- und Arbeitswanderung junger Menschen zusätzlich verstärkt. Bis 2020 verliert der Kreis 35 % der Schüler im Vergleich zu heute. Die negativen Folgen des demografischen Wandels sind in Form von Leerstand, fehlender Veräußerbarkeit von Immobilien, Schließung von Infrastruktureinrichtungen etc. bereits deutlich spürbar. Die Veränderungsdynamik hat sich derart beschleunigt,

dass eine Verdrängung nicht mehr funktioniert. Auf der anderen Seite gibt es im Vogelsberg eine Vielzahl an Initiativen und Projekten, die zu einer positiven Regionalentwicklung beitragen. So nimmt der Kreis erfolgreich an Förderprojekten wie LEADER, „Bioenergie-Region“ und „Regionalstrategie Daseinsvorsorge“ (MORO) teil.

DIE IDEE

Am Anfang stand die Frage, was die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) Positives zur Regionalentwicklung im Vogelsberg beitragen kann. Einerseits steht die EKHN vor ähnlichen Herausforderungen wie die staatlichen Akteure: Rückgang der Kirchenmitglieder und der finanziellen Ressourcen, Ende der „Gießkannenförderung“, Dekanatsfusionen mit neuen Fragen nach Zentralisierungen, Entwick-

lung eines regionalen Bewusstseins jenseits des eigenen Kirchturms, Nutzung noch bestehender Zeitfenster etc. .

Andererseits verfügt die EKHN über spezifische Stärken. Bei Überprüfung der bestehenden Lücken bei der Regionalentwicklung im Vogelsberg ergab sich, dass vermehrtes bürgerschaftliches Engagement auf dem Land zwar allerorts gefordert wird, dabei jedoch spezifische Probleme auftauchen. Nach engem Fachaustausch mit den Verantwortlichen des Vogelsbergkreises, dem LEADER-Regionalmanager, den Regierungspräsidien Gießen und Kassel etc. ergab sich ein gutes Bild vom Qualifizierungsbedarf für ehrenamtlich Engagierte auf dem Land.

DAS PROJEKT

Von Herbst 2012 bis Frühjahr 2013 läuft im Vogelsbergkreis „BiBER – Bildung Bürgerschaftlichen Engagements Regional“. BiBER ist ein Projekt des Evangelischen Dekanates Alsfeld – die Projektleitung hat Ralf Müller, der dort für Bildung und Ökumene zuständig ist. Die fachwissenschaftliche Leitung und praktische Unterstützung von BiBER erfolgt durch Dr. Maren Heincke, die bei der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau als Referentin für den ländlichen Raum tätig ist. Das Hessische Kultusministerium fördert BiBER im Rahmen der Förderung von innovativen Projekten der Evangelischen Erwachsenenbildung.

BIBER SETZT SICH AUS MEHREREN MODULEN ZUSAMMEN:

Seminarreihe

Es gibt ein über mehrere Monate gehendes Fortbildungsprogramm zum „Dorfprojekt-Entwickler“. Daran nehmen in einer geschlossenen Kursgruppe 17 ehrenamtlich engagierte Personen teil. Jeweils ein Drittel stammt aus den Bereichen Kommunalpolitik, Vereine bzw. Kirche. Die jüngsten Kursteilnehmer sind unter 30, die Ältesten über 70 Jahre alt. Frauen und Männer halten sich

die Waage. Neben vielen Akademikern sind auch andere Berufsqualifikationen vertreten. Bestandteile der Fortbildung sind u. a. das Erlernen von Methoden der sozialräumlichen Dorfanalyse, die Entwicklung von Verständnis für dörfliche Beteiligungs- und Ausschlusskulturen, der professionelle Umgang mit Demografie- und Raumdaten, Projektmanagement, Finanzierungsmöglichkeiten, Umgang mit Durststrecken, Chancen und Grenzen des bürgerschaftlichen Engagements etc..

Ziel ist, dass die Kursteilnehmer im Laufe der Monate in die Lage versetzt werden, ihr eigenes spezifisches Dorfprojekt zu entwickeln. Neben den Fachinhalten erweist sich vor allem die Gruppenarbeit als sehr produktiv und Motivation steigernd. Gerade die Heterogenität der Teilnehmer ermöglicht allen Beteiligten wertvolle Horizontenerweiterungen. Außerdem kommen die Teilnehmer mit Entscheidungsträgern der Regionalentwicklung (LEADER-Manager, Abteilung ländlicher Raum des Vogelsbergkreises) zum Fachaustausch zusammen. Durch das persönliche Kennenlernen sollen bei den Ehrenamtlichen die Hemmschwellen sinken, in Zukunft die professionellen Akteure zu kontaktieren.

Fachexkursionen

Neben den Seminaren finden Fachexkursionen in die Eifel und nach Nordhessen statt, ländliche Regionen, die ebenfalls stark vom demografischen Wandel betroffen sind. Das Motto dabei ist, zwar von positiven exemplarischen Beispielen zu lernen, jedoch nach eigenen Lösungsansätzen zu suchen. Es sollen bei den Exkursionsteilnehmern keine Überforderungsgefühle durch die Präsentation von gelungenen Musterbeispielen entstehen. Es geht um die Machbarkeit von zukunftsweisenden Projekten auch bei Ressourcenknappheit.

In der Eifel war das Hauptziel der Exkursion die Verbandsgemeinde Daun, die einen starken Bevölkerungsrückgang sowie Alterung durchlebt. In Daun wird das bun-

desweit beachtete Projekt „WEGE – Wandel erfolgreich gestalten“ durchgeführt. Der Bürgermeister der Verbandsgemeinde Daun, Werner Klöckner, stellte WEGE vor. Bei WEGE handelt es sich um ein neues demografiesensibles Instrumentarium zur ganzheitlichen, umfassenden Strukturentwicklung in ländlichen Kommunen. Die Verbandsgemeinde hat sinnstiftende, an Werten orientierte Zukunftsvisionen für ihren Transformationsprozess ausgearbeitet. Wesentliche Bausteine von WEGE sind Bürgerbeteiligung, Umbau der kommunalen Verwaltungen, ein „In-Wertsetzungs-Marketing“ für die Vulkanregion und Profilbildungen im Bereich Gesundheit und Naturerholung. Insbesondere der ganzheitliche und an gesellschaftlichen Werten orientierte Ansatz des WEGE-Prozesses faszinierte die Vogelsberger Exkursionsgruppe. Hier wagt eine Kommune, Zukunft offen zu denken und auch unkonventionelle Projekte auszuprobieren.

Außerdem wurde der Verein „Bürger für Bürger e. V.“ von dessen Vorsitzenden, Gerd Becker, erläutert. Der Dauner Verein dient der Unterstützung älterer auf Hilfe angewiesener Menschen. Durch Gemeinnützigkeit und ehrenamtliches Engagement können Hilfeleistungen auf niedrigem Kostenniveau angeboten werden. Dies dient als Ergänzung zur Nachbarschafts- und Familienhilfe.

Zusätzlich wurde Gillenfeld besucht, eine 1200-Seelen-Gemeinde. Die dortige Ortsbürgermeisterin Heike Hermes präsentierte Planungen für fünf unterschiedliche Wohnprojekte für ältere Menschen in ihrem Ort. Noch wird in Gillenfeld professionell geprüft, welches der fünf Projekte zum seniorenrechtlichen Umbau von bestehenden Wohngebäuden am besten geeignet ist. Auf eine weitere große Außenentwicklung verzichtet der Ort ganz bewusst, um die Bewohnung des Ortskerns zu stärken.

ÖFFENTLICHE VERANSTALTUNGEN

Ergänzend zum Seminarprogramm finden bei BiBER öffentliche Veranstaltungen

zum Thema Zukunft des Vogelsberges statt. So nahmen beispielsweise an einem halben Studientag des Dekanats Alfeld 45 Personen aus Kirche und Kommunalpolitik teil, um die kirchlich-bürgerschaftlich-kommunale Vernetzung bei Fragen der Regionalentwicklung zu verbessern. Neben den Demografieanalysen stellten dort u. a. Preisträger des Wettbewerbs „Menschen und Erfolge“ gelungene Dorfprojekte vor – vom Dorf-Carsharing über Dorfhühner bis hin zu Dorfläden. Der Tag endete mit einem von 150 Personen besuchten Kabarett-Abend.

PERSPEKTIVEN UND ÜBERTRAGBARKEIT VON BiBER

Die positiven Erfahrungen von BiBER sollen nicht mit dem Auslaufen der öffentlichen Förderung im März 2013 enden. Bereits jetzt wünschen sich die Seminarteilnehmer die Einrichtung von professionell moderierten Stammtischen, bei denen sie sich weiter über ihre Projekte austauschen können. Der Austausch soll außerdem in einem geschlossenen Internetforum fortgeführt werden. Im Moment wird erfolgreich nach Lösungen für Versicherungsschutz und Kostenerstattungen der ehrenamtlichen Dorfprojektentwickler gesucht. Dr. Maren Heincke wird als EKHN-Referentin für den ländlichen Raum ein Kompendium von BiBER erstellen, um BiBER in abgepackter Form für andere EKHN-Regionen übertragbar zu machen. Eine sinnvolle Bezugsgröße für BiBER ist ein Dekanat bzw. sogar eine Propstei. Für den Erfolg von BiBER ist neben der hohen Motivation der Teilnehmer der sehr engagierte kirchliche Rahmen entscheidend. Eine Atmosphäre der offenen Lernfreude sowie des Aufzeigens von praktikablen Handlungsoptionen sind wesentliche Faktoren des Gelingens von BiBER. Die evangelische Kirche hat im Moment sowohl eine große Chance als auch Verantwortung positiv die ländliche Regionalentwicklung mit zu unterstützen. Hoffentlich nutzt sie dieses Zeitfenster. <<

Seniorenparadies Fichtelgebirge: Die Überalterung als Chance

Das Fichtelgebirge ist eine schöne, sehr walddreiche Landschaft im Nordosten Bayerns. Früher war hier das Zentrum der deutschen Porzellanindustrie. Firmen wie Hutschenreuther, Rosenthal, Winterling, Arzberger haben bzw. hatten hier ihren Hauptsitz. Denn manch klanghafter Name wie Winterling musste im Zuge der Globalisierung in den letzten Jahren endgültig seine Produktion einstellen. Folge des Niedergangs dieses Industriezweiges war ein vermehrter Wegzug junger Leute in die Ballungszentren nach Nürnberg, München oder Berlin. Die Älteren blieben.

Klagen und Jammern über die Überalterung und vergebliche Versuche der Politik durch vermehrten Straßenbau Industrie anzulocken haben in den letzten Jahren viele Gespräche bestimmt. Weil das Fichtelgebirge aber eine hohe Lebensqualität bietet, habe ich den Gedanken entwickelt, den strukturell und demographisch bedingten Wandel positiv zu begreifen.

Also: Die Überalterung der Region als Chance ansehen, nicht als Problem. Das Fichtelgebirge ist nämlich eine ideale Regi-

on für Ruheständler und ältere Menschen. Wir haben eine ausgezeichnete Trinkwasserqualität, viele gut ausgebaute Wanderwege, sind von Flut- oder anderen Naturkatastrophen ungefährdet, haben bisher eine gute Hausarztversorgung und durch den Strukturwandel bedingt sehr günstige Wohnpreise. Sowohl der Kauf als auch das Mieten von Wohnraum ist hier sehr leicht möglich. Die Immobilien- und Mietpreise betragen im Schnitt nur 15% der Durchschnittspreise von München oder Frankfurt. Wenn das anerkannt würde auch in der Landes- und Kommunalpolitik, könnte sinnvoll gearbeitet werden zur Förderung einer guten Zukunft in dieser Region. Gebraucht würden nämlich statt neuer Straßen eher:

- » Eine Förderung der Infrastruktur für eine seniorenfreundliche Region durch den konsequenten Ausbau von betreuten Wohneinrichtungen, Seniorenheimen und mobiler Diakonie. Arbeitsplätze in diesem Bereich sind im Fichtelgebirge in den letzten Jahren tatsächlich vermehrt geschaffen worden.
- » Die beiden Fichtelgebirgs-Kliniken sollten sich spezialisieren, zu Fachkliniken

werden, die z.B. Herz- und Koronarerkrankungen oder Orthopädie, also seniorenspezifische Erkrankungen im Zentrum behandeln. Auch hier wurden erste Schritte gemacht. Die Klinik in Selb hat sich mittlerweile auf Lymphologie konzentriert. Menschen mit Flüssigkeitseinsparungen und z.B. zu viel Wasser in den Organen werden hier von Spezialisten behandelt. Inzwischen sind Patienten aus ganz Deutschland in Selb. Eine sinnvolle Ergänzung wäre sicher auch der Bau einer Reha-Klinik.

- » Die vorhandenen Freizeitmöglichkeiten für ältere Menschen (Wanderwege, Radwandern, Schwimmbäder etc.) können weiter ausgebaut und gepflegt werden. Hier ist vor allem der Fichtelgebirgsverein sehr aktiv.
- » Das Kulturangebot im Fichtelgebirge ist schon jetzt ganz ausgezeichnet: Die Luisenburgerfestspiele in Wunsiedel ziehen seit Jahren ein internationales Publikum in die Region. Künstler wie Konstantin Wecker oder Wolfgang Ambros geben hier Konzerte. Ambros hat sogar den „Watzmann“ aufgeführt.
- » Ganz wesentlich wäre natürlich der Ausbau des öffentlichen Nahverkehrs. Das Fichtelgebirge ist eine weitgehend ländliche Region mit kleinen Städten wie Selb, Marktredwitz und Wunsiedel. Busse und Bahnen verkehren aber nur selten zwischen den Dörfern und den Städten. Das könnte deutlich ausgebaut werden und würde die Mobilität und damit die Wohn- und Lebensqualität in der Region verbessern. Ein falsches Signal setzt hier leider die Deutsche Bahn, die Fernverkehrsverbindungen ins Fichtelgebirge beschneiden möchte.

Begleitend zu den gewünschten Maßnahmen wäre eine Spezialisierung der öffentlichen, auch kirchlichen Bildungsangebote wünschenswert: Bildungsreisen, Fortbildungen im Bereich Sterbebegleitung, Besuchsdienste, Hilfe bei der Betreuung

demenzkranker Angehöriger. Hier wird das Evangelische Bildungswerk Selb-Wunsiedel in den nächsten Jahren einen Schwerpunkt legen.

Sollte es gelingen, den Strukturwandel im Fichtelgebirge als Chance zu begreifen nach dem Motto: „Seniorenparadies Fichtelgebirge: Hier lohnt es sich, zu leben!“ dann würde die Folge sein, dass jüngere Familien wieder ins Fichtelgebirge ziehen mit dem Arbeitsschwerpunkt Medizin, Betreuung, Dienstleistung. Vor allem ältere Menschen auch aus anderen Regionen könnten hier ein lebenswertes Umfeld finden für den Ruhestand.

Für die Kirche heißt das: Es wird sinnvoll sein, enger zu kooperieren zwischen den Dekanaten und vor allem zwischen den Kirchengemeinden. Inzwischen entdecken immer mehr Gemeinden die Kooperation mit Nachbargemeinden als Chance. Das stärkt dann auch das kirchliche Zusammengehörigkeitsgefühl im Fichtelgebirge:

- » Konzert- und Kunstangebote in unseren Kirchen, nicht nur in den Städten, auch auf dem Land werden zunehmend von mehr Menschen wahrgenommen. Chöre (Gospel-, Kirchen-, Posaunen-, etc.) sollten, wenn möglich, gemeindeübergreifend arbeiten. Sie treten dann natürlich auch in anderen Gemeinden auf. Nicht jede Gemeinde braucht alles selbst.
- » Das Dekanat hat inzwischen eine kirchliche Regional-Stelle mit dem Schwerpunkt Alten- und Seniorenarbeit geschaffen. Neben konzeptioneller Arbeit gehört dazu vor allem die Bildung und Begleitung von ehrenamtlichen Besuchs- und Betreuungsdiensten in den Gemeinden. Dieses Konzept einer seniorenstärkenden Region hat sicher Zukunft auch in anderen ländlichen Räumen in Deutschland wie in Mecklenburg-Vorpommern oder in Angelsachsen im nördlichen Schleswig-Holstein. <<

Vier Jahre Konfizeit – Vier Jahre Kirche am Ort erleben

Bischofsheim hat sich am Ende des 19. Jahrhunderts vom typischen Dorf zum Wohnort für Industriearbeiter entwickelt, die in den umliegenden Ortschaften (Rüsselsheim, Gustavsburg) oder bei der Eisenbahn ihre Arbeitsstelle hatten. Dadurch ist die Größe des Ortes und die Einwohnerzahl enorm gestiegen. In den letzten Jahrzehnten konnte sich der Ort aufgrund der engen Gemarkungsgrenzen flächenmäßig nur noch wenig erweitern, die Einwohnerzahlen sind weitgehend konstant, bzw. geben leicht nach.

Durch die Abnahme der Beschäftigtenzahlen im produzierenden Gewerbe und dem Schrumpfungsprozess bei der Bahn, einhergehend mit einer überdurchschnittlichen guten Verkehrsanbindung ins gesamt Rhein-Main-Gebiet, hat sich Bischofsheim mehr oder weniger zu einem „Schlafort“ entwickelt für Menschen, die im Dienstleistungssektor, in der Bankenbranche oder auf dem Frankfurter Flughafen tätig sind.

Aufgrund der hohen Lärmbelastung und der relativ hohen Grundstückspreise ist die Verweildauer insbesondere junger Familien relativ kurz. Die allgemeine Bevölkerungsentwicklung sorgt zusätzlich dafür, dass sich die Zahl der Kinder seit vielen Jahren kontinuierlich reduziert, was auch Auswirkungen auf die schulische Situation vor Ort hat. Von ehemals einer Grundschule und einer Realschule entwickelte sich das Angebot inzwischen zu nur noch einer Grundschule. Alle weiterfüh-

renden Schulen befinden sich also außerhalb Bischofsheims, wobei das Angebot aufgrund der günstigen Verkehrsanbindung von Wiesbaden bis Groß-Gerau und von Raunheim bis Mainz reicht.

Bischofsheimer Kinder besuchen weiterführende Schulen teilweise in bis zu neun Orten und verteilen sich dabei auf bis zu 20 verschiedenen Schulen. Das hatte in der Vergangenheit auch Auswirkungen auf den Konfirmationsunterricht: Wenn sich die Jugendlichen nach dem alten, einjährigen Modell am Ende des 7. Schuljahres wieder begegneten, waren sie sich größtenteils fremd geworden. Hinzu kam – insbesondere auf den rheinland-pfälzischen Gymnasien – eine zunehmende Unterrichtsverdichtung im 8. Schuljahr.

Auch pädagogische Überlegungen führten deshalb dazu, ein Modell mit Blockeinheiten zu entwickeln, das sich über vier Jahre erstreckt und gleich im 5. Schuljahr beginnt, also zu dem Zeitpunkt, zu dem sich der bis dahin gemeinsame Weg der Bischofsheimer Kinder trennt und sie mehr und mehr ihren Lebensmittelpunkt außerhalb Bischofsheims haben.

Mit jährlich zwei Unterrichtsblöcken in den Schuljahren fünf bis sieben zu den Themen „Einführung in die Kirchengemeinde“, „Abendmahl“, „Die Bibel“ und „Martin Luther“, und einem zusätzlichen, nichtunterrichtlichen, monatlichen Angebot „K plus“ wird seither nicht nur versucht, den Kontakt untereinander aufrecht zu erhalten, sondern

auch zur Kirchengemeinde und dies – nach einer Anlaufphase – durchaus erfolgreich.

Zunächst galt es dem schnell aufgekommenen Missverständnis entgegen zu wirken, als sollten die Jungen und Mädchen nun vier Jahre wöchentlich zum Unterricht. Inzwischen schätzen viele Eltern und auch Konfirmandinnen und Konfirmanden die Entzerrung des Unterrichtes, weil dadurch die Belastung im 8. Schuljahr deutlich verringert wird:

Bereits am Ende des 7. Schuljahres stehen zwei neunzigminütige Nachmittagseinheiten zu den Themen „Konfirmation“ und „Gottesdienst“. Neben einer erfahrungsbezogenen Einheit zum Thema „Diakonie“ am Anfang des 8. Schuljahres mit insgesamt vier Nachmittagseinheiten, verteilt auf in der Regel fünf bis sechs Wochen, gibt es noch je vier Nachmittagseinheiten in der Gesamtgruppe zu den Themen „Taufe“, „10 Gebote“, „Glaubensbekenntnis“ und „Vaterunser“, jeweils ergänzt durch eine Kleingruppe, die in vier Nachmittagseinheiten einen Gottesdienst zu dem jeweiligen Thema gestaltet.

Darüber hinaus gibt es noch an einem Wochenende das sogenannte „Konfi-Bibeltheater“: Die Konfirmandinnen und Konfirmanden entwickeln zu einer vorgegebenen biblischen Geschichte kleine Stücke, die den biblischen Inhalt in ihre Alltagswelt transportieren und führen diese dann auch vor einem Publikum aus Eltern und den Kindern der nachfolgenden Jahrgänge, sowie weiteren Interessierten auf.

Der Unterricht endet mit einem Wochenend-Seminar außerhalb Bischofsheims, auf dem der Vorstellungsgottesdienst vorbereitet wird.

Das oben erwähnte „K plus“-Angebot legt sich als eine Art Klammer um diesen vierjährigen Unterricht: In der Regel am letzten

Samstag im Monat wird mit unterschiedlichen kostenlosen Angeboten, die vom Eislaufen über Klettern, Kanufahren bis hin zu Kreativ-Workshops und Museumsbesuchen reichen, versucht, die Gemeinschaft zu fördern, Talente zu entdecken, Kreativität zu entwickeln und Neues (auch im kulturellen Bereich) kennenzulernen. Ein positives Umfeld und niederschwellige Angebote, die Freude machen, fördern die Vernetzung von Gruppen und Jahrgängen sowie die Bindung an die Kirchengemeinde.

Die Erfahrungen zeigen, dass diese vergleichsweise lange Unterrichtsphase auch für die Kirchengemeinde zwar mit einem deutlich erhöhten Organisationsaufwand verbunden ist, aber auch eine ganze Reihe von Vorteilen bietet: So bekommen wir über vier Jahre Kontakt zu den Eltern und sie zur Kirchengemeinde und haben die Möglichkeit, uns den Eltern in dieser Zeit intensiv als Kirchengemeinde zu präsentieren. Wir nutzen dies, um regelmäßig und gezielt Informationen an die Eltern in schriftlicher Form weiter zu geben. Gleichzeitig laden wir die Eltern jährlich zur Mitarbeit bei bestimmten Projekten und „Events“ im Jahreskreis ein und erleben dabei eine überwiegend positive Resonanz.

Die allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklungen, wie auch die Veränderungen im schulischen Bereich machen zwar eine permanente Anpassung bzw. Korrektur des Systems notwendig, insgesamt hat es sich aber über die inzwischen mehr als zehn Jahre bewährt. <<



CLEMENS DIRSCHERL

SPURENSUCHE: DORFKIRCHE

Land gilt vielen immer noch als traditioneller Garant gefestigten konservativ geprägten Lebens. In einer fast agrarfundamentalistisch anmutenden Spur wird den Landbewohnern auch eine besondere Religiosität und Kirchennähe aus sonntäglichem Gottesdienstbesuch, Teilnahme an Bibelkreisen und ständiger Abrufbarkeit ehrenamtlicher Hilfsdienste für die Gemeinde unterstellt. Das mag in der Vergangenheit so gewesen sein, ist vielleicht auch noch heute mancherorts anzutreffen – kann aber kein Leitbild für die Zukunft von Landgemeinden sein.

Das Miteinander im Dorf zwischen landwirtschaftlichen und nicht-landwirtschaftlichen Bevölkerungsgruppen, zwischen Alt und Jung, zwischen Einheimischen und „Fremden“ sucht nicht mehr automatisch den religiösen Weg über das Kirchenjahr. Die lebensbiografische Verbundenheit der Landbewohner zu ihrer Kirchengemeinde über Taufe, Kindergarten, Konfirmation und Hochzeit wird infolge des demografischen Strukturwandels und gesellschaftlicher Individualisierung aus der traditionellen Lebensbahn von Menschen gelöst. Da gilt es umzudenken, auch im scheinbar so schön beschaulichen dorfkirchlichen Leben: neue Wege erwarten traditionelle Milieus, aber auch neugierige Zufallsbesucher von Kirchen. Spezifisch interessensgeleitete Themenbewegte suchen die ihnen passenden Angebote auch in der Dorfkirche: das mag mal das schöne Konzert, die einfühlsame Seelsorge, die brillante Predigt, die hoch motivierte Jugendarbeit oder das bürgergesellschaftlich motivierte Engagement für eine „gute Sache“ sein. „Partizipative Kirche“ sucht auch nach einem neuen Selbstverständnis von ehrenamtlicher Arbeit: da wird das traditionelle Liedgut hinterfragt, ein Projektchor gestartet oder der Pfarrer kann beim Alternachmittag nicht mehr seine Urlaubsbilder als Programmhöhepunkt präsentieren, weil neue Elemente gerontopädagogischer Arbeit eingefordert werden.

Die Welt wird bunter, die Gesellschaft pluraler und damit auch Kirche vielfältiger -- nicht zuletzt auch Dorfkirche. Dazu erfordert es Mut zu neuer Spurensuche religiöser Spiritualität, gemeindlichen Zusammenlebens und kirchlicher Repräsentanz nach außen im Miteinander von Haupt- und Ehrenamt. <<

SIEGFRIED JAHN

„Landkirche – gelebt statt geplant?“

Auf dem Land versteht man es zu leben – in kulinarischer Hinsicht ebenso wie in Bezug auf die Bewältigung besonderer Herausforderungen, die Menschen auf dem Land seit Jahrhunderten eine gewisse Selbstgenügsamkeit und Abhärtung abverlangt haben. Menschen auf dem Land verstehen es aber auch kirchlich zu leben: Feste und Feiern haben ihre bestimmten Rhythmen und Termine im Jahresablauf, bei familienbezogenen Anlässen geht der Kreis der Eingeladenen über die Familie hinaus in die Dorfgesellschaft hinein. Ein intaktes, gemeinschaftlich orientiertes und noch überschaubares Leben bringt wertvolle Beziehungen zustande und ermöglicht vor allem Kindern ein behutsames Einleben in gesellschaftliche Verhaltensweisen und Zusammenhänge. Aus diesen Zusammenhängen erwachsen immer noch überdurchschnittlich hohe Zahlen von ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und auch die Spendenaufkommen machen deutlich, dass man eine Kirchengemeinde beim Bauen oder bei größeren Anschaffungen nicht im Regen stehen lässt. Und so könnte man die Reihe der Beispiele noch beliebig lang fortsetzen um zu zeigen: Hier lebt Kirche, auf dem Land hat das kirchliche Leben weitgehend Einfluss auf das gesellschaftliche Zusammenleben.

Man darf aber die Augen nicht vor den Schwierigkeiten verschließen, die auf die ländlichen Kirchengemeinden künftig zukommen werden: Der demographische Wandel in unserem Kirchenbezirk lässt heute schon absehen, wie sehr dieser Landstrich zwischen Tauber und Jagst ausdünnen wird: In 12 Jahren werden wir noch halb so viel Kinder und Jugendliche zwischen 0 und 14 Jahren in unseren Gemeinden haben wie heute. Diese Tatsache wird unsere Jugendarbeit stark verändern: Wir werden über die Dörfer hinaus zusammenarbeiten müssen. Und wir werden manche regionale Dimension (zum Beispiel mit dem Aufbau einer Jugendkirche) ins Auge fassen müssen, wenn es nicht ganz aus sein soll mit der Begleitung unserer Kinder und Jugendlichen. Auch das Leben an den noch verbleibenden Schulen wird wichtiger werden: Kirche muss, ohne ihre Eigenständigkeit aufzugeben, sich dorthin begeben, wo unsere Kinder anzutreffen sind, bei Ganztageschulen tagsüber eben immer länger anzutreffen sind.

Solchen Entwicklungen kann man nur durch Planung begegnen. Dazu gehört, dass man relevantes Datenmaterial erhebt, um auf absehbare Entwicklungen eingehen zu können. Es bedarf dazu der Zeit: Verantwortliche in Kommune und Kirchengemeinde müssen einbezogen werden. Men-

schen von heute verlangen Beteiligung, deshalb müssen Prozesse früh genug auf den Weg gebracht werden.

WAS SOLLTEN FÜR ZUKUNFTSÜBERLEGUNGEN ANHALTSPUNKTE SEIN?

Die Beteiligung der Menschen habe ich bereits angesprochen: Menschen auf dem Land sind sehr verbunden mit den bisherigen Strukturen ihrer Gemeinwesen. Veränderungen dieser Strukturen brauchen deshalb mehr Zeit als in städtischen Gebieten. Außerdem gilt es bei Überlegungen von Fusionen von Kirchengemeinden die geschichtlichen und geographischen Verhältnisse zu berücksichtigen. Diese prägen Menschen meines Erachtens stärker als sich das Planer am grünen Tisch vorstellen können. Ermutigend in Veränderungsprozessen sind gelungene Beispiele: Drei Kirchengemeinden,

die sich zur Anstellung einer Pfarramtssekretärin zusammengetan haben und einen gemeinsamen Gemeindebrief herausgeben. Oder drei andere Kirchengemeinden, die eine Gesamtkirchengemeinde so entwickelt haben, dass der gemeinsame Teil der Verantwortung stark ausgeprägt ist, jedoch auch eine gewisse Selbstständigkeit der einzelnen Bedürfnisse vor Ort zum Zug kommen kann. Oder auch ein Distrikt, der bei uns derzeit überlegt, mit einem Pfarrer und einer Pfarrerin im Teampfarramt fünf Kirchengemeinden versorgen zu können und dabei den pastoralen Dienst durch Gaben- und Interessenorientierung attraktiver zu machen.

Bleibt nur zu hoffen, dass dadurch auch weiterhin das starke evangelische Leben der Kirche auf dem Land erhalten bleiben kann. Planen deshalb „Ja“, aber es muss dem Leben dienen! ‹‹

BEATE WOLF

„Die da oben machen doch, was sie wollen!“

Von einer, die ganz oben und ganz unten war

In der ev. Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz werden derzeit verschiedene Reformen erprobt. Die Gemeindegliederzahlen schrumpfen dramatisch, Mitarbeiterstellen können nicht mehr besetzt werden, immer weniger Hauptamtliche sind für immer mehr Gemeinden zuständig. Pfarrsprengel mit 20 Kirchdörfern aber weniger als 1000 Gemeindegliedern sind längst keine Seltenheit mehr. Das Pfarrsprengelmodell stößt an seine Grenzen, Mitarbeiter können

den Anforderungen nicht mehr gerecht werden. Ein Kirchenkreis (siehe Interview mit Pfrin. Ilona Kretzschmar) setzt auf Großpfarreien und Teamarbeit, andere Kirchenkreise auf kirchliche Zentren, die Landeskirche will verstärkt auf das Ehrenamt und die Qualifizierung setzen. Beate Wolf ist auf allen Ebenen dabei und berichtet, was von den landeskirchlichen Reformideen letztlich in den kleinen Dorfgemeinden ankommt.

„Wir brauchen eine klare Linie, damit auch die Reform von allen mitgetragen und

» Wir sollen den Blick der Basis einbringen: Was kommt an von dieser Reform in der Gemeinde, wo klemmt es, wo drängt es? Gute Sache! Stolz mache ich mich an die Arbeit «

umgesetzt wird!“ sagte Bischof Dröge klar und deutlich. „Wir werden für 15 Arbeitsbereiche der Kirche, von der Verwaltung bis zur Kirchenmusik, Ziele vereinbaren und professionell koordinieren. Und Sie als Lenkungsausschuss sind sozusagen der Vorstand, der den ganzen Reformprozess überwacht!“.

„Donnerwetter“, dachte ich, da wird nicht einfach von oben herab entschieden. Denn dieser 15-köpfige Vorstand setzt sich neben Bischof und Generalsuperintendentin zusammen aus Kirchenräten und Ehrenamtlichen. Die Verwaltungschefin aus dem Konsistorium Berlin ist ebenso dabei wie ein Kirchenältester aus dem Spreewald oder ich, die einfache Dorfpfarrerin aus dem Ruppiner Land.

Wir sollen den Blick der Basis einbringen: Was kommt an von dieser Reform in der Gemeinde, wo klemmt es, wo drängt es? Gute Sache! Stolz mache ich mich an die Arbeit und lese das dicke Papier mit den 15 Reformmodulen. Sie sind noch nicht alle

ausformuliert, einige Projekte laufen schon, andere sind erst in der Entstehungsphase. Aber es gibt klare Zeitvorgaben. Nicht alles erschließt sich mir auf den ersten Blick, aber da werde ich mich noch einarbeiten, denke ich zuversichtlich.

Im Kirchenkreis bin ich Mitglied des Strukturausschusses: Unsere 2010 fusionierten Kirchenkreise Oranienburg und Templin-Gransee sollen ein Arbeitsmodell entwickeln, das die sinkenden Gemeindegliederzahlen berücksichtigt und den Mitarbeitern Handlungsoptionen aufzeigt. Super, hier kann ich ja schon mal direkt die Ideen des Reformprozesses einbringen.

Plötzlich merke ich, dass einige Reformschritte der Landeskirche doch sehr allgemein formuliert sind wie „Arbeit mit Zielen“ oder „Verbesserung der Kommunikation“. Andere, wie die Arbeit mit Kindern oder Kirche im ländlichen Raum sind noch gar nicht ausformuliert. So richtig hilfreich ist das Bisherige für den Landkirchenkreis nicht. Wir befragen also Kollegen in Mecklenburg, Sachsen-Anhalt und Niedersachsen nach deren Erfahrungen.

Mit Papier und Lineal heben wir ein Regionenkonzept aus der Taufe, fahren hunderte Kilometer durch den Kreis, befragen Gemeinden, lassen uns von Landräten und Soziologen beraten, feilen und feilschen. Schließlich geben wir das Ergebnis nach einem Jahr in die Gemeinden zur ersten Beratung. Dass die landeskirchliche Reform bei diesen Überlegungen gar keine Rolle spielte, fällt mir aber erst viel später auf.

So bekomme ich mein eigenes Regionenkonzept als Beratungsvorlage in meinen eigenen Gemeindekirchenrat (GKR, ~ Presbyterium). Ich muss meinen 5 Gemeindegliederkirchenräten, die knapp 500 Gemeindeglieder vertreten, erklären, warum unsere Pfarrstelle mittelfristig nicht mehr zu besetzen ist. Die Gärtnerin, die Sekretärin und der Tischlermeister kennen die Zahlen. Sie sind traurig, aber realistisch: Kirchliches Leben auf dem Lande wird einschlafen,

denn die Leute fahren nicht in andere Orte. Da helfen auch keine schlaunen Konzepte. Unsere größte Sorge sind die vielen schönen Kirchen: Was wird aus ihnen? Wer wird sich um Schneefegen, Dachrinnensäubern im Herbst und Wasserabstellen im Winter kümmern, wenn keiner mehr vor Ort ist? Wer wird sich nach einem Sturm um den Dachschaden kümmern? Es fehlen immer öfter Antworten auf diese Fragen. Auch das Regionenkonzept kann keine geben.

Im landeskirchlichen Lenkungsausschuss spielen solche Fragen naturgemäß keine Rolle, Berliner Gemeinden mit 10.000 Gemeindegliedern haben andere Sorgen. Das erste Reformmodul ist fast abgeschlossen, nämlich die Ausbildung ehrenamtlicher Trainer, die den Gemeinden das Arbeiten mit Zielen und die Planung von Handlungsfeldern beibringen sollen. Es haben sich etliche Ehrenamtliche ausbilden lassen und stehen nun bereit. Problem: Sie werden nur selten angefragt, auf dem flachen Land so gut wie gar nicht. Ich weiß, dass bei uns im Kirchenkreis niemand Bedarf für dieses Zielorientierungs-Training hat. Oder einfach nicht weiß, was das soll?

Der kreiskirchliche Strukturausschuss hat dagegen erste Rückmeldungen aus den Gemeinden zu seinem Vorschlag der Regionen. Tenor dieser Rückmeldungen: „Macht, was ihr wollt, Hauptsache bei uns ändert sich nichts!“

Wir geben den Regionenvorschlag also zur Abstimmung in die Kreissynode. Kurz vor der Tagung stellen einige Gemeinden fest, dass unser Vorschlag für sie deutliche Einschnitte bringt. Wütende Gegenanträge werden noch auf der Sitzung gestellt, Proteste werden laut. „Wenn unsere Pfarrstelle gestrichen wird, treten wir alle aus!“ ruft wütend eine Kirchenälteste. „Die da oben machen, was sie wollen“ ruft ein Nächster. Wir sind jetzt „die da oben“, die keine Ahnung haben und alles kaputt machen. Die Stimmung ist aufgeheizt, denn es geht um Pfarrstellenstreichungen und Zusammenlegungen.

Mein eigener GKR stellt bei der nächsten Sitzung fest, dass wir nicht mehr genügend Kandidaten zur GKR-Wahl zusammenbekommen. Keiner wagt es laut auszusprechen: Das hieße Fusion mit den Nachbargemeinden, genau das, was auch vom Kirchenkreis gewollt wird. So wird die Reform auf natürlichem Wege umgesetzt. Unser kleiner Dorfbläserchor verkündet fröhlich, dass sie jetzt mit den Bläsern der Stadt Rheinsberg zusammengehen. Es mache einen riesigen Spaß und die Truppe sei spitze! Leider gehört Rheinsberg nicht zu unserer Region. Ich merke immer deutlicher: Vor Ort zählen keine Konzepte, sondern nur Menschen und Beziehungen. Wir hätten uns das Regionenmodell sparen können.

Im Lenkungsausschuss wird endlich das nächste das Modul „Verwaltung“ vorgestellt. Man möchte einen „Sollhaushalt“ einführen. Das bedeutet u.a., dass jedes Kirchengebäude eine jährliche Rücklage in vierstelliger Höhe bilden muss. Unsere Landgemeinden haben aber 15 und mehr Dorfkirchen. Sie können keine Rücklagen bilden. Ich frage, ob dieser Fakt im Blick des Reformprozesses sei. Es sei im Blick. Was dann aus den Dorfkirchen würde? Man wisse es noch nicht. Man wolle aber trotzdem an dieser Reform festhalten. Ich komme mir jetzt vor wie von einem anderen Planeten.

Im GKR erzähle ich von diesem Sollhaushalt. Meine Leute kennen sich überraschend gut darin aus und nicken: Das ist das Ende, sagt die Finanzexpertin.

Das ist vielleicht das Ende dieses Reformprozesses, aber weder das Ende unserer Kirche noch unserer Kirchengebäude. So viel Sitzungen und Arbeit – und am Ende ist es nicht umsetzbar? Ich fühle mich plötzlich lustlos und müde. Aber da plant mein GKR gerade einen nächsten Friedhofseinsatz. Magdalena hat eine tolle Idee für ein naturnahes Gemeinschaftsurnengrab, weil sich ja die Bestattungskultur wandelt. Ich bin plötzlich wieder hellwach: Das lässt sich umsetzen! <<

Der Reformprozess eines Kirchenkreises

Interview mit Pfarrerin Ilona Kretzschmar, Neuruppin

Ilona Kretzschmar war von Beginn an am Reformprozess des KK Wittstock-Ruppin beteiligt, war Pfarrerin für Rheinsberg und umliegende Dörfer und ist heute Pfarrerin in Neuruppin.

Der KK selber hat eine Broschüre mit Unterstützung des Bischofs herausgegeben, in welcher die Reform als gelungen und weiterführend gewürdigt wird. Die Broschüre ist weniger zur Information als mehr zur Werbung herausgegeben. Parallel dazu gibt es einen Evaluierungsbericht des „Zentrum für Mission in der Region“, der auch kritische Punkte erwähnt.¹

Findest du dich in der Broschüre und dem Evaluierungsbericht mit deinen Erfahrungen wieder?

Es ist ja sehr viel über den Reformprozess geschrieben worden, entweder betont positiv von der Kirchenleitung, weil die diesen Prozess ausdrücklich begrüßt und unterstützt. Oder mit negativen, fast reißerischen Schlagzeilen, wenn irgendwo Streit aufkam. Immer wieder wurden wir Hauptamtlichen gefragt, wie es uns mit dem Prozess geht. Aber manche wollten nur das hören, was ihre vorgefasste Meinung bestätigte, deswegen wurden wir langsam müde, immer wieder davon zu erzählen.

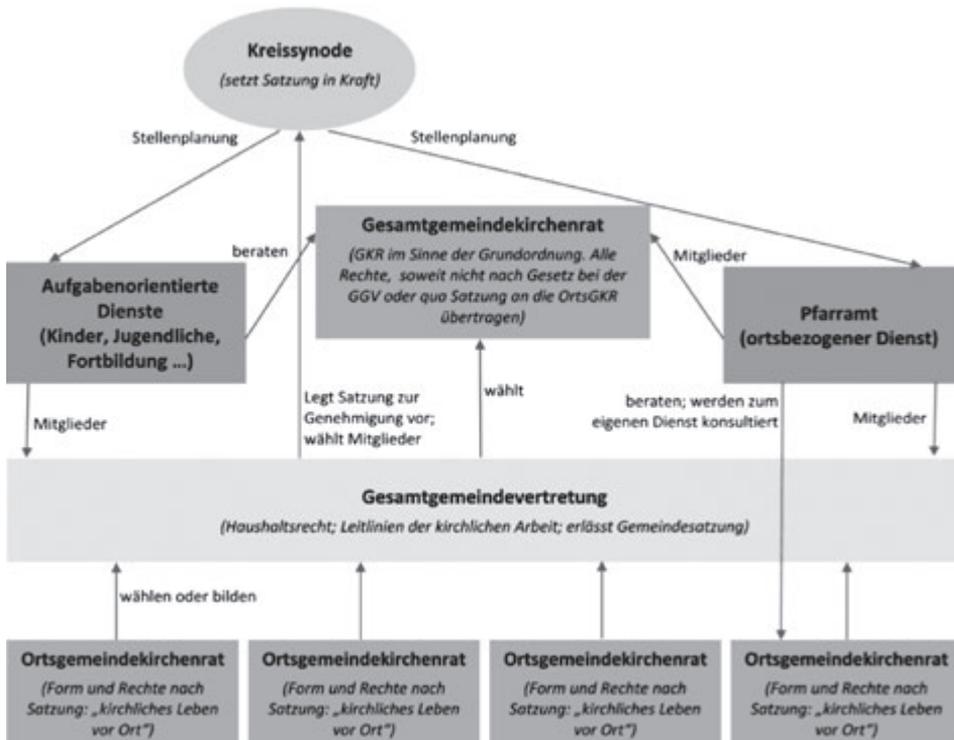
Die Broschüre gefällt mir, weil sie die positiven Auswirkungen schildert. Aber sie ist wirklich an manchen Stellen etwas zu

rosig. Der Evaluierungsbericht ist recht trocken und hat leider auch einige Fehlerstellen. Die Arbeit im aufgabenbezogenen Dienst ist kaum evaluiert. Ich habe den Prozess lebendig und mit vielen Begegnungen erlebt.

Was war im Rückblick für dich nicht so optimal gelaufen?

Der Beginn des ganzen Reformprozesses hätte professioneller strukturiert werden müssen mit klaren Ausgangsdaten und Zielvorstellungen. Wir wussten ja, dass ein dringender Handlungsbedarf bestand. Die Gemeinden schrumpften dramatisch, die vorhandenen Strukturen waren wie ein überdimensioniertes Haus, in dem nur noch wenige Menschen wohnen. Hauptamtliche

Struktur des Regionalmodells



Der Kirchenkreis Wittstock-Ruppin liegt im Landkreis Ostprignitz-Ruppin. Dieser Landkreis erstreckt sich über eine Fläche von 2.509 km² und ist damit der drittgrößte in Brandenburg. 2005 lebten 108.027 Menschen in Ostprignitz-Ruppin (1990: rund 120.000). Die Kirchenmitgliedschaft im Kirchenkreis lag 2005 bei 16.346 Gemeindegliedern. Anfang 2007 gehörten 50 Kirchengemeinden zum Kirchenkreis. Es gab im KK 31,07 Stellen, davon 15,5 Pfarrstellen. Daraus sollten 5 Gesamtkirchengemeinden gebildet werden. Die ehemaligen KG haben Orts-Gemeindekirchenräte (GKR), die regelmäßig tagen und kirchliches Leben vor Ort organisieren, sowie Bau und Handlungsbedarf an Gesamt-GKR richten – der GKR besteht aus Hauptamtlichen und gewählten Ehrenamtlichen aller Orts-GKR.

Aus „Die Reform im Kirchenkreis Wittstock-Ruppin“ –Broschüre der EKBO

Herausgeber: Evangelischer Kirchenkreis Wittstock-Ruppin – Der Superintendent

Redaktion: Katechetin Roswitha Döring, Superintendent Matthias Puppe, Pfarrer Patrick Roger Schnabel

Das Regionenmodell Wittstock-Ruppin trat 2008 in Kraft. In zwei Regionen war der Widerstand so groß, dass die Reform dort nicht umgesetzt werden konnte. Dort wird nach dem alten Modell der Pfarrsprengel und unabhängigen Gemeinden gearbeitet.

fühlten sich allein gelassen, Ehrenamtliche überfordert. Das konnte jeder bestätigen, da waren wir uns einig. Aber was genau uns überlastete und was wir uns konkret wünschten, wurde am Anfang zu wenig analysiert. Es gab zwar große Ideenrunden, aber statt die Ideen zu ordnen und Linien daraus zu entwickeln, wurden sie gleich mit ihrer Benennung schon als „Geht ja eh nicht“ abgeschrieben. Da habe ich vor allem die Ehrenamtlichen als bremsend erlebt mit ihrem reinen Pragmatismus. In dieser Phase hätten wir uns professionelle Beratung von außen holen sollen.

Was hat dich von Anfang an motiviert, aktiv mitzumachen?

Ich sah die Chancen, die sich uns eröffneten. Ich hatte viele Ideen und aus meiner Praxiserfahrung weiß ich, dass die machbar waren. Das Festhalten am Althergebrachten erfüllt zwar ein Sicherheitsbedürfnis, lähmt uns aber, kreativ und beweglich zu sein. Ich erlebe, wie schnell sich, wenn der Schnitt erst mal vollzogen ist, die Beteiligten an die neue Situation gewöhnt haben, wie sie mit den neuen Strukturen arbeiten und sie mit Leben füllen. Das bestärkt mich, nicht übertrieben auf Befindlichkeiten Rücksicht zu nehmen, sondern Neues zu wagen.

Welche Hoffnungen hast du mit dem Reformprozess verbunden?

Ich war Pfarrerin in Rheinsberg (Mark) und dort für die Kleinstadt zuständig und einige Dörfer, die bereits vor 2005 durch den Wegfall einer Pfarrstelle zur Dauervakanzverwaltung wurden. Ich ahnte, dass bei der Entwicklung der Gemeindegliederzahlen immer mehr Dörfer dazukommen würden, dafür aber Kantor und Kindermitarbeiterin nicht mehr finanziert werden können. Da machst du dann wirklich alles allein, von der Verwaltung über Bauaufgaben, Friedhof, für alles bist du allein zuständig, ob du Ahnung davon hast oder nicht.

Das ist weder effektiv noch sinnvoll. Ich hoffte auch auf echte Zusammenarbeit,

wo ich zwar für ein größeres Gebiet, aber für ein überschaubareres Aufgabenfeld zuständig sein könnte. Zwischen Rheinsberg und den Dörfern war es schwierig. Zum Beispiel Kirchbau, das liegt mir, das kann ich gut, da habe ich Erfahrung. Und Konfirmandenarbeit, das kann ich auch gut. Und die andere übernimmt dann z.B. Friedhof und Besuchsdienst. Ich bin nicht mehr so zerrissen, an alles gleichzeitig denken zu müssen. Und ich hoffte, von Verwaltungsaufgaben entlastet zu werden, auch durch qualifiziertes Ehrenamt.

Und haben sich diese Hoffnungen erfüllt?

Die Teamarbeit hier in Neuruppin mit den Hauptamtlichen klappt wirklich. Da haben wir in Ruppín zwar klare Trennung zwischen den Pfarrerinnen, wer ist für was zuständig, aber es ist eben auch sehr viel. Wir sind ein mittlerer Betrieb. Von Verwaltungsaufgaben fühle ich mich allerdings nicht entlastet.

Woran liegt das?

Sowohl Hauptamtliche als auch Ehrenamtliche wollen lieber Verkündigungsdienst machen, Gottesdienste, Andachten usw. Auf Verwaltung hat kaum jemand Lust und ehrenamtliche Leute, die dafür qualifiziert sind, haben meist keine Zeit.

Unsere Regionalakademie (Erwachsenenbildung) gibt Kurse für Lektoren und Kindergruppenteamer, aber für Immobilienverwaltung und Baubegleitung gibt es weder Angebote noch Interessenten, die sich wirklich auch zu den üblichen Behörden- und Geschäftszeiten einbringen könnten. Also müssen es doch wir Hauptamtlichen machen.

Die Idee der Gesamtgemeinde (GG) war ja unter anderen, weniger Sitzungen zu haben. Die Ortsgemeindekirchenräte (OGKR) tagen ohne Pfarrer, heißt es in der Broschüre. Klappt das wirklich?

Nein, in Ruppín in der Regel nicht. Viele Beschlussvorlagen der Gesamtge-

meindekirchenräte (GGKR) wie Pachtverträge oder Friedhofsangelegenheiten müssen auch in den OGKR beraten werden. Dort ist das Wissen über örtliche Besonderheiten. Aber ohne Pfarrer fehlen ihnen oft die nötigen Informationen. Also kommen zu den monatlichen Gesamtsitzungen noch Sitzungen in den OGKR dazu, die zwar in größeren Abständen sind, aber da hat sich nicht viel reduziert.

In der Broschüre steht auch, dass die Ortsgemeinden sehr solidarisch sind und sich gegenseitig beim Kirchbau unterstützen.

Es sollten ja in den Gesamtgemeinden Prioritätenlisten erstellt werden, also welche Kirche ist wichtig, welche weniger wichtig. Das kennen wir ja schon von der Landeskirche, da gibt es auch solche Listen. Aber das ist ein heikles Thema. In Ruppín ist diese Liste noch nicht entstanden. Ich kann mir nicht vorstellen, dass das reibungslos läuft. Vor allem, wenn die Gesamtgemeinde Dörfer und Stadt verbindet. Da gibt es Ungleichgewichte.

Wie ist das eigentlich mit den Gottesdiensten?

Es gibt bei uns eine Arbeitsgruppe, zu der alle OGKR eingeladen sind. Sie legt Schwerpunkte fest. Hier finden die Abstimmungen untereinander statt. Dann erstellen die Pfarrerinnen den exakten Plan, wo Wünsche der Gemeinde, aber auch Bedürfnisse der Pfarrer berücksichtigt werden. Es gibt Gottesdienste auch in kleinen Gemeinden, und es gibt in der Regel einmal im Monat einen Regionalgottesdienst für alle Orte. Am Ende war alles weniger kompliziert, als wir befürchtet haben, aber es gibt natürlich immer noch Reibungspunkte, vor allem an den Festtagen.

Es gab einen großen Streit, weil einige Gemeinden die Reform nicht mitmachen wollten. Von den 5 geplanten Gesamtgemeinden sind nur 3 entstanden. In 2

Regionen konnte die Reform nicht eingeführt werden. Wie geht ihr heute miteinander um?

Die Gemeinden, die sich der Reform nicht angeschlossen haben, haben trotzdem profitiert, denn um einen eigenen Weg zu finden, haben sich vor Ort viele Ehrenamtliche stark gemacht und kirchliches Leben aufgebaut. Inzwischen aber wird auch in manchen Gemeinden, die einzeln geblieben sind, über verstärkte Zusammenarbeit nachgedacht und regionalisiert. Nur in einer Gesamtgemeinde nicht, wo ein tiefer Bruch entstanden ist, da ist das zu einer sehr komplizierten Sache geworden mit vielen Verletzungen. Aber das man kann nicht verallgemeinern, denn es hat viel mit einzelnen Personen zu tun.

Würdest du, wenn du könntest, die Reform rückgängig machen?

Nein, auf keinen Fall. Ich sehe, wie toll hier in Neuruppín z.B. die Konfirmandenarbeit läuft, auch die echte Zusammenarbeit der Hauptamtlichen, die früher nur auf gutem Willen basierte, die Arbeitsteilung, die wirklich Abläufe effektiver gestaltet. Und vor allem bin ich nicht mehr allein auf weiter Flur, sondern habe ständig Austausch. Ich möchte nicht mehr zurück zu den riesigen Einzelpfarrstellen, wie sie damals waren und heute noch viel größer wären. Aber ich würde vor allem zum Beginn einer solchen Reform klarere Ziele setzen, Berater von außen dazuholen und auch ungewöhnlichen Ideen mehr Raum geben.

Ich danke dir für dieses Gespräch.

Das Interview führte Beate Wolf <<

1) www.kirchenkreis-wittstock-ruppín.de/fileadmin/user_upload/Evaluationsbericht_2012.pdf.

Wie entwickelt sich Kirche

in ländlichen Räumen Ostdeutschlands?

Wer im Internet die Redensart „Kirche im Dorf lassen“ eingibt, wird überrascht sein, wie oft und in welchen verschiedenen Zusammenhängen das Sprichwort verwendet wird. Für mich aber hat diese Redewendung eine ganz praktische Seite: Die Kirche gehört ins Dorf und somit auch zum Gemeindeleben.

Selbstverständlich ist das im Osten Deutschlands auf keinen Fall. Nach 1989 gab es für die Kirche und die staatlichen Einrichtungen die Chance auf einen Neubeginn. Beide Seiten mussten sich nach der aufgezwungenen Distanz der DDR-Jahre erst wieder finden. Als Kirchenältester, Synodaler und als Amtsdirektor habe ich diese Entwicklung bereits über viele Jahre mitgestalten dürfen und kann auf einige gelungene Beispiele der Zusammenarbeit zurückblicken. Gemeinsam haben Kirche und Kommune den Kreiskirchentag 2009 veranstaltet und als der passende Rahmen für die Festveranstaltung zur 750-Jahr-Feier in Gransee 2012 gesucht wurde, hat die Kirchengemeinde ohne zu zögern die Türen von St.-Marien aufgesperrt und sich als weltoffener Partner gezeigt. Schön, wenn aus solchen Kooperationen ein stärkeres Bekenntnis beider Seiten zueinander entstehen würde.

In meiner Heimatgemeinde Dollgow hat der Aufruf zur Beteiligung an der Kirchensanierung Ende der 90er-Jahre gezeigt, dass die Mitgliedschaft in der evangelischen Kirche nur eine untergeordnete Rolle gespielt hat. Tatkräftige Unterstützung sowie finanzielle Spenden leisteten auch konfes-

sionslose Einwohner – ein Beleg dafür, wie unterschiedlich Kirche im ländlichen Raum wahrgenommen werden kann. Getrennt im Glauben aber vereint im Gedanken, etwas Sinnvolles für die Gemeinde zu tun.

Veranstaltungen wie das Erntedankfest in Dollgow, die Granseer Sommermusiken oder die verschiedenen Chöre der Kirchengemeinde Gransee sind ebenso Treffpunkte kirchlicher und weltlicher Anschauungen. Gemeinsam feiern und musizieren unter dem Dach der Kirche – das ist möglich, ohne Mitglied dieser Kirche zu sein. Es verdeckt aber auch das Dilemma, in der sich die Kirchen im 21. Jahrhundert befinden. Der Nachwuchs fehlt und damit wird es auch im ländlichen Raum immer schwieriger, Angebote kirchlicher Einrichtungen zu erhalten.

Die entscheidende Frage ist: Warum soll ein junger Mensch Mitglied der evangelischen Kirche werden? Welchen Anreiz müssen wir dafür schaffen? Hier muss Kirche aktiver sein und sich auch kritisch fragen, ob beispielsweise der Kontakt zu Schulen oder Vereinen ausreichend ist. Ob die Sprache die richtige ist, mit der ich Interesse für die Arbeit der Kirche wecken will.

Wir haben als Synodale des Kirchenkreises Oberes Havelland Einschnitten im Bereich der Verwaltung zugestimmt, um Kosten einzusparen. Wir wissen auch, dass sinkende Mitgliedezahlen einhergehen mit der Kürzung von Leistungen. Die Kirche wird dann immer noch im Dorf stehen, aber wird in ihr Licht brennen? «

Veranstaltungshinweise zum Thema:

„Abbrechen hat seine Zeit, bauen hat seine Zeit (Kohélet 3,3): Kirche im Aufbruch“

Vom 28.-30. Mai findet die 2. Landkirchenkonferenz der EKD in Northeim statt.

Mittendrin! Kirche in peripheren, ländlichen Regionen.

Internationales Symposium, 23.-25. Mai. Weitere Informationen unter www.ieeg-greifswald.de

Mittendrin!
Kirche in peripheren, ländlichen Regionen

Internationales Symposium
23.-25. Mai 2013, im Alfred-Krupp-Wissenschaftskolleg Greifswald

Hans-Jürgen Abromeit (Greifswald), Helge Adolphsen (Hamburg),
Martin Alex (Greifswald), Rainer Bucher (Graz, Österreich), Heinz Bude (Kassel),
Steffen Fließ (Greifswald), Leslie Francis (Coventry, Großbritannien),
Thies Gundlach (Hannover), Gerhard Henkel (Essen), Christian Hennecke (Hildesheim),
Michael Herbst (Greifswald), Richard Hillmer (Berlin), Shannon Jung (Kansas City, USA),
Ralf Meister (Hannover), Hadwig Müller (Aachen), Uta Pohl-Patalong (Kiel),
Hans-Hermann Pompe (Dortmund), Albert Rouet (Poitiers, Frankreich), Thomas Schlegel (Greifswald)

Anmeldung im Tagungsbüro: 03834 8619029 oder unter www.wiko-greifswald.de/events/anmeldung.html

Zukunft Dorf-Kirche

Der Bezirksarbeitskreis des Evangelischen Bauernwerks in Schwäbisch-Hall hat 2012 Denkanstöße für Kirchengemeinden und Kirchenbezirke zusammengetragen und daraus ein Plädoyer entwickelt, das wir hier wiedergeben:

Die Kirche im Dorf: Kirche darf sich nicht aus der Fläche zurückziehen und diese sich selber oder anderen überlassen!

Reiches kirchliches Leben: Noch gibt es auf dem Lande zahlreiche Gemeinden mit reichem kirchlichem Leben. Viele Gemeindeglieder sind eingebunden in die Gemeinschaft – opfern sich geradezu auf; ihre Kirchengemeinde bedeutet ihnen sehr viel. Nimmt man nun diesen Kirchengemeinden ihren Pfarrer, so wird dies schwerwiegende Folgen haben. Hier muss man gegensteuern!

Pfarrstellen vor Ort wirken beziehungsstiftend: Die Gefahr von großen Gemeinden bzw. der Zuständigkeit eines Pfarrers für große Einheiten ist doch, dass Kirche unpersönlich wird, da keine bis wenig Beziehung möglich ist. Wo Beziehung fehlt, sinkt auch die Bereitschaft, sich dauerhaft ehrenamtlich einzubringen. Gemeinden schrumpfen schneller und mehr. Dort hingegen, wo Beziehung angeboten wird, steigt die Bereitschaft, sich ehrenamtlich zu engagieren.

Dörfer ohne Pfarrer: Wenn Kirche sich in der Fläche zurückzieht, strahlt das aus, dass ihr das Land nicht mehr so wichtig ist. Darauf reagieren die Menschen mit entsprechendem Rückzug oder ungewünschter Verselbständigung. Durchschnittliche Gemeindegliederzahlen dürfen bei Besetzungen / Stellenschlüsseln nicht das einzige ausschlaggebende Kriterium sein. Kirche ist nicht selten die letzte Instanz in der Sorge und Pflege der gesellschaftlichen Mitte des dörflichen Lebens.

Kirche auf dem Dorf: Dorfkirche sind nicht nur bedürftig. Sie sind sollten nicht wie Patienten behandelt werden, sondern mit dem wahrgenommen werden, was sie sind, was sie leisten, wie sie Kirche bereichern. Das steht in direktem Zusammenhang mit der pfarramtlichen Versorgung. Landgemeinden sind ein Schatz für die Kirche. Kirche kann es sich nicht leisten diese Schätze preiszugeben.

Das Impulspapier kann angefragt werden unter rgrigo@hohebuch.de oder Tel.: 07942-107 70

» I M P R E S S U M

Herausgegeben im Auftrag des Evangelischen Dienstes auf dem Land (EDL)

Redaktionskreis:

Clemens Dirscherl, Hohebuch; Anke Kreutz, Altenkirchen (Geschäftsführung); Stephan Politt, Altenkirchen (Schriftleitung); Ute Rönnebeck, Düsseldorf; Beate Wolf, Menz

Verlag und Redaktion:

Evangelische Landjugendakademie
Dieperzbergweg 13-17, 57610 Altenkirchen/Ww.
Telefon 02681/95 16-0, Telefax 02681/7 02 06; E-Mail: kilr@lja.de

Satz: www.bauwerk-design.de, c. liersch

Druck: Mühlsteyn-Druck, Weiselstein 2, 57580 Elben
Die Zeitschrift »Kirche im ländlichen Raum« erscheint vierteljährlich.

Jahresabonnement:

Inland: € 15,00 inkl. Mwst. und Porto; Ausland: € 18,00 inkl. Mwst. und Porto; für Auszubildende und Studenten (mit Beleg): € 10,00; Einzelheft: € 4,50 zzgl. Porto

Bestellungen an den Verlag. Probeexemplare können auf Wunsch zugeschiedt werden. Kündigungen sind sechs Wochen vor Jahresende schriftlich mitzuteilen. Manuskripte, redaktionelle Mitteilungen, Rezensionsexemplare werden an die Redaktion erbeten. Für unverlangte Einsendungen wird keine Haftung übernommen. Nachdruck ist nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet.

www.lja.de/KILR/

MICHAEL BELEITES

Der helle Wahnsinn

Aus ostdeutscher Perspektive wird die verheerende Wirkung der Agrarsubventionen besonders deutlich

Mehr und mehr investieren nichtlandwirtschaftliche Akteure in landwirtschaftliche Flächen. In Ostdeutschland greift die Bodenspekulation schon erkennbar um sich. Der CDU-Bundestagsabgeordnete Hans-Georg von der Marwitz sagte neulich, dass die ostdeutsche Agrarstrukturentwicklung „völlig aus dem Ruder zu laufen“ drohe. In großem Umfang vollziehe sich die Übernahme von sehr großen Betrieben durch anonyme Kapitalgesellschaften oder ortsfremde Investoren. „Wer von Einzelfällen spricht, verkennt die Situation“, so von der Marwitz. Warum ist dies ein spezifisch ostdeutsches Problem? Hier gibt es riesige zusammenhängend Flächen – dank des kommunistischen Klassenkampfes gegen die Bauern und dank einer völlig verfehlten Agrarpolitik der letzten 20 Jahre.

Was steckt eigentlich dahinter? Feld statt Gold? Acker statt Aktien? Ist es schon so weit, dass die Spekulanten bemerkt haben, dass man Geld nicht essen kann? Ich denke nicht. Denen geht es immer noch allein ums Geld. Derzeit bekommt ein Bewirtschafter landwirtschaftlicher Flächen in

Deutschland je Hektar (100 x 100 Meter) durchschnittlich 344 Euro EU-Gelder im Jahr. Egal, ob der Betrieb zehn Hektar oder zehntausend Hektar hat. 20 Prozent der Betriebe erhalten 80 Prozent der Subventionen. Gewinner sind die riesigen LPG-Nachfolgeunternehmen in Ostdeutschland.

Wissen wir überhaupt, wie unsere Steuergelder übers Land verstreut werden und was sie dort bewirken? Wenn 42 Pro-



zent des EU-Budgets für Agrarsubventionen ausgegeben werden, dann sollte eigentlich eine breite Mehrheit von deren Nutzen überzeugt sein. 59,5 Milliarden Euro Agrarsubventionen sind eine Menge Geld. Über Höhe und Ausrichtung der Zahlungen für die Förderperiode von 2014 bis 2020 wird jetzt gestritten. Es ist zu hoffen, dass sich Deutschland diesmal nicht durchsetzt. Denn Ilse Aigner, die Bundeslandwirtschaftsministerin, will in besonderer Weise die ostdeutschen Interessen vertreten. Was sie vertritt, ist aber eher die Position der DDR. Und diese dient nicht dem Wohl Ostdeutschlands. Es geht um die Frage, ob die Flächensubventionen für landwirtschaftliche Betriebe, die man „Direktzahlungen“ nennt, weiterhin ohne jede Staffelung ausgeschüttet werden sollen. Frau Aigner lehnt jede Kappung oder Degression der Direktzahlungen ab.

Reine Flächensubventionen sind ein Anreiz, mit möglichst wenig Menschen zu wirtschaften, also Betriebszweige mit arbeitsintensiven Kulturen, wie z. B. Kartoffeln und Gemüse einzustellen. Die Großbetriebe beschränken sich dann nur noch auf das, was sich mit wenigen Arbeitskräften machen lässt: Getreide und Raps; also Massenprodukte, die nur eine geringe Marktlei-

stung je Fläche erzielen. Ganz gezielt werden so der Abbau von Arbeitsplätzen und der Verlust von Wertschöpfung auf dem Land mit Steuermitteln forciert.

Eine andere Wirkung der Flächensubventionen heißt im Fachjargon „Bodensperre“: Wer einmal eine Fläche hat, lässt sie nicht wieder los, sei sie auch noch so weit von der Hofstelle entfernt. Die Großbetriebe machen mit den Landeigentümern extrem langfristige Pachtverträge oder sie kaufen die kleinen Privatflächen jetzt schon auf. So werden die alten bäuerlichen Hofstellen eigentumsrechtlich von dem dazugehörigen Land amputiert und für eine künftige bäuerliche Nutzung unbrauchbar gemacht. Hinzu kommt, dass die Bodenverwertungsgesellschaft BVVG die 1945 verstaatlichten Ländereien der enteigneten Güter nur den bisherigen Pächtern zum begünstigten Kauf anbot. Und verpachtet wurden diese Flächen Anfang der 1990er Jahre fast ausnahmslos an vormalige DDR-Großbetriebe. Im Grunde wurden so die noch sehr sozialistisch geprägten Verhältnisse von 1992 mehr oder weniger eingefroren.

Doch nun regt sich Widerstand! Eine Initiative von jungen Bauern, Studenten und Lehrlingen in der Landwirtschaft hat sich jetzt an die Agrarministerkonferenz ge-



wandt. In ihrem Appell „Bauer sucht Land“ heißt es: „Wir sind gut ausgebildet, kreativ und engagiert. Wir wollen auf dem Land leben und arbeiten, Familien gründen, faire Arbeitsplätze schaffen und Steuern zahlen. Wir brauchen keine Geschenke, aber wir brauchen eine faire Chance beim Zugang zu Agrarland. Wir nehmen es nicht länger hin, dass die ostdeutsche Lobby der Agrarindustrie weiter die Richtung der Politik bestimmt und dass wenige Großbetriebe den Löwenanteil der EU-Subventionen abgreifen.“

In der Tat: Die Lobby der DDR-Landwirtschaft bestimmt nicht nur die Agrarpolitik der ostdeutschen Länder, sondern sie beeinflusst auch den Bund und die EU. Eine Obergrenze oder eine Staffelung für die flächen- und betriebsbezogenen Agrarsubventionen wäre „eine klare Benachteiligung der gewachsenen Agrarstruktur in den Neuen Bundesländern“. Mit dieser Formel wird seit Jahren Politik für die LPG-Nachfolgeunternehmen gemacht. Doch „gewachsen“ sind die Besonderheiten der ostdeutschen Agrarstrukturen ganz und gar nicht. Sie verdanken sich den flächendekenden Zwangsmaßnahmen einer menschenverachtenden Diktatur. Die „demokratische Bodenreform“ von 1945/46, die zwangsweise Kollektivierung von 1952 und 60 und die Industrialisierung der 1970er Jahre waren drei Teile desselben Plans und sie dienten einem zentralen Ziel der kommunistischen Ideologie: der Auslöschung des Berufsstandes der freien Bauern und seiner Überführung in eine abhängige Landarbeiterschaft.

Was als Klassenkampf begonnen wurde, mündet heute in eine agrarpolitische Weichenstellung, die auf lange Sicht über die Zukunft der ländlichen Räume entscheidet. Es geht um die Frage, ob die Dominanz einer agrarindustriellen Monostuktur auf Dauer befestigt werden soll oder nicht.

Anders als konzentriert, großflächig und chemisch könne die moderne Land-

wirtschaft nicht rationell wirtschaften, so hört man heute viele Agrarpolitiker reden. Die ostdeutschen Bundesländer seien „besser aufgestellt“, denn hier ist der durchschnittliche Landwirtschaftsbetrieb mit 197 Hektar mehr als fünf Mal so groß wie im Westen. Im Osten Deutschlands wird über 70 Prozent der Landwirtschaftsfläche von Betrieben bewirtschaftet, die über 500 Hektar groß sind, im Nordwesten sind es drei bis sechs Prozent und im Südwesten unter einem Prozent. Und diesen „Wettbewerbsvorteil“, den die ostdeutsche Landwirtschaft dank der DDR-Zwangskollektivierung und der EU-Flächensubventionen hat, den lasse man sich nicht von irgendwelchen Nörglern streitig machen. So lautet die ebenso vielstimmige wie einfältige Antwort, die bisher fast jeden Zweifler zum Schweigen gebracht hat.

Doch damit hat es nun ein Ende, die große Agrar-Lüge Ost ist durchschaut: Neue Studien kommen durchweg zu dem Ergebnis, dass die Großflächenwirtschaft überhaupt nicht effizient ist. Ein Blick in die Statistiken offenbart, wie wenig Arbeitsplätze diese Wirtschaftsweise schafft. In der ostdeutschen Landwirtschaft liegt die Zahl der Beschäftigten je 100 Hektar mit 2,8 nur bei knapp einem Drittel von der westdeutschen



Landwirtschaft mit 9,6 Beschäftigten. Somit bringt die Ost-Landwirtschaft eine erheblich geringere Wertschöpfung in die ländlichen Räume. Inzwischen fordern auch Wissenschaftler des bundeseigenen Thünen-Instituts für ländliche Räume eine Abkehr von dem überholten Instrument der Direktzahlungen. Für den Erhalt der deutschen und europäischen Landwirtschaft sei ein solches Instrument nicht erforderlich. Auch der Politiker von der Marwitz plädiert für einen Ausstieg aus den Direktzahlungen. Denn diese seien gegenwärtig der entscheidende Anreiz für Investoren, Land aufzukaufen. Und erst wenn die Bodenspekulanten nicht mehr so leicht Subventionen abgreifen können, bekommen bäuerliche Neugründungen eine Chance.

Eine wirkliche Agrarwende braucht eigentlich auch keine ökologisch deklarierte Bürokratisierung, sondern eine Komplettabschaffung der Subventionen. Die Agrarsubventionen wurden nämlich gar nicht eingeführt um die Landwirte zu stützen, sondern um ihre Produkte zu verbilligen; damit die Verbraucher weniger für Ernährung und mehr für Industrieprodukte investieren. Sie sind ein Teil jener Wachstumsbeschleunigung, die uns in die ökologische Krise geführt hat. Ohne Subventionen müs-

sten zwangsläufig faire Preise für landwirtschaftliche Produkte gezahlt werden. Die Geringschätzung der bäuerlichen Arbeit und das parasitäre Verhalten der Nahrungsmittelwirtschaft hätten ein Ende. Bei der gleichzeitigen Einführung einer ausreichend hohen Agrochemikalien-Steuer sowie gesetzlicher Obergrenzen für Betriebsgrößen und Viehbestände kann die Abschaffung der Subventionen einen ökologischen Umbau der Gesamtlandwirtschaft bewirken. Und damit könnte auch die Ära der Spaltung in „konventionell“ und „bio“ überwunden werden. Es gibt ja inzwischen eine ganze Reihe bäuerlicher Betriebe, die eigentlich biologisch wirtschaften, aber sich vor dem enormen bürokratischen Aufwand einer Bio-Zertifizierung fürchten. Und diese Furcht ist nicht ganz unbegründet. <<

» BUCH:

Michael Beleites: Leitbild Schweiz oder Kasachstan? Zur Entwicklung der ländlichen Räume in Sachsen. Eine Denkschrift zur Agrarpolitik. Abl-Verlag, 100 S., 8,- €.



» A u s b l i c k a u f H e f t 2 / 2 0 1 3

HIMMLISCHE SCHÄTZE – AUF ERDEN GEFRAGT?

- » Drei Gottesdienstenwürfe zum Erntedankfest, allgemein, für Jugendliche und Senioren
- » Prominente Stimmen zu Erntedank – was sind Ihre Schätze des Himmels?
- » Internationale Perspektiven von „Brot für die Welt“
- » Schätze sammeln durch Agrarexporte – zu welchen Preis?

EINIGE THEMENHEFTE VON A BIS Z:

Abschied und Wandel im Dorf 4/2000 | Im Alter auf dem Lande leben 4/1999 | **Anderssein** im Dorf – Innensichten, Außensichten 4/2001 | Perspektiven ländlicher **Arbeitswelten** 1/2000 | **Arbeitsplatz** Land 1/2009 | **Armes Land – Reiches Land** 4/2011 | Land in **Bewegung** 3/2007 | Lippen**Bekenntnis** 2/2002 | Dem Land auf der Spur – **Bilder**, Meditationen, Geschichte SH 1999 | Vom Weizenkorn zum täglich **Brot** 3/1997 | **Danke**, es reicht! – Erntedank 2/2012 | **Diakonie** auf dem Land 1/2007 | **Dorfkirchen** 4/2002 | **Duftendes** Land 4/2010 | **Durstiges** Land 1/2008 | **Ehrenamt** 3/2010 | **Energien** des Landes 1/2005 | **Erd-Böden** 1/1998 | Die **Ernte** ins Gebet nehmen 2/2000 | **ErnteZeiten** – Erntedank 2/2003 | **Erntedank**-Handreichungen zu den Perikopenreihen ab 1990 | Vom Acker auf den Tisch: **Essen** – der Rede wert 2/2006 | Grenzenloses **Europa** zwischen Erwartungen und Sorgen 1/1997 | Wovond as Wasser wimmelt – **Fische** 3/2009 | Land-**Frauen** 4/1997 | **Gärten** – ein Stück Paradies? 1/1999 | **Gastgeber** Land 3/2000 | **Grenzland**-Landgrenzen 1/2004 | **Lebens-Gemeinschaften** auf dem Lande 4/1998 | **Gesegnete** Mahlzeit 3/1999 | **Globalisierung** – Weltmarktethik für Land und Leute 2/1998 | **Globalisierung** der Landwirtschaft aus christlicher Sicht – eine Streitschrift SH/2000 | **Heil- und Aromapflanzen** 3/2006 | **Passion Jagd** 3/2008 | Land-**Kinder** 4/1995 | **Kirchenleben** vom Land, Ökum. Landjournal SH 2001 | **Konflikte** und Seelsorge 4/2007 | **Landschaf(f)t Kultur** 4/2008 | **Landenergien** 1/2012 | **Landfrauen** 4/1997 | **Landjugend** 4/2003 | Land-**Lernen** 2/1997 | **LandMann** 4/2006 | LandBlicke – **Landschaft** im Wandel 1/2003 | **Lebens-Gemeinschaften** auf dem Lande 4/1998 | **LippenBekenntnis** 2/2002 | **Lebenslust** 2/2004 | **Gesegnete Mahlzeit** – für alle 3/1999 | Dem Land auf der Spur – **Bilder**, **Meditationen**, **Geschichte** SH 1999 | **Mitgeschöpf** Pflanze 1/1995 | Loben und **Mitteilen** 2/2000 | **Nachhaltigkeit** – Ökum. Fragen und Handeln 1/2001 | **LandNoten** 4/2009 | **Obst** – Früchte des Landes 3/2005 | **Psychosoziale Lage** – Land des Lächelns 2/1996 | Von Weinstock und **Reben** 3/2001 | **Säen**, ernten, wundern 3/1998 | **Steinreiches** Land 3/2011 | Welche **Stimmen** hat das Land? 3/2002 | **Vögel** – Beflügeltes Land 1/2011 | **Vor-räte** zum Leben 3/2009 | **Lebensspender Wald** 1/2002 | Abschied und **Wandel** im Dorf 4/2000 | **Wasser** – Worin sich der Himmel spiegelt 3/2003 | Vom **Weizenkorn** zum täglich Brot 3/1997 | O wohl dem Land ... – **Weihnachten** 4/2004 | **Wetter**-Aussichten 1/2006 | **Säen**, ernten, **wundern** 3/1998 | **Zucker-süßes** Land 3/2004

Bestellbedingungen:

Aktuelle Hefte kosten € 4,50 zzgl. Porto. Ab 5 Hefte erfolgt der Versand frei. (Staffelpreise)
Hefte, die älter als ein Jahr sind, kosten € 2,- zzgl. Porto (Staffelpreise)